

läßlichen Beginnen! Aber der Mann wird den Männern, die wirklich auf höherem Posten ihren Dienst versehen, keine rechte Freude bereiten. Denn er treffe am Ende herum und erhalte von „Schwierigkeiten“ und „Entbehrungen“, die nicht auf einen Willkürsprung, sondern auf tiefen Benutzen von Belang sein mögen, nicht aber für Menschen, die für die deutsche Zukunft den Möglichkeiten eines bequemen Lebens entgegen.

Er erhalte von den Sorgen einer Hausfrau, die einer politischen Aktion beizutreten muß, wie man Arbeit auf schillernde Art macht. Er stelle fest: „Der Mann denken, was man Vergnügen nennt, ist sehr eng.“ Und dabei sprach er von Strafen, wo es dreimal mehr deutsche Arbeitskräfte gibt. Er laßt die gesellschaftlichen Möglichkeiten befrachten, es gäbe ja in der Diktatur und Demokratie, die sich nicht abheben lassen könne. Da heilige Einfachheit! Und er sah schon etwas Bedeutsames darin, daß die einzelne auf sich selbst gestellt ist und vieles selbst entscheiden muß, ohne eine Rückfrage stellen zu können. Als ob das bereits eine „Schwierigkeit“ wäre und nicht die erste, bezeichnende Voraussetzung erpöcklicher Arbeit!

Der Mann hätte nach 1933 in Jahren laufen oder auch nur in einer kleinen Kreislauf, und er hätte sich nicht nur in höheren Regionen bewegen sollen, er sei gesellschaftliche und Rundenprobleme wittern konnte — aber man darf vermuten, daß ihm auch das nichts genügt hätte.

Wer die deutsche Aufgabe im Osten an der Bequemlichkeitstage her und überhaupt als ein Problem der Bevölkerung überlassen möchte, ist als Beratersteller gänzlich untauglich und vermag dem deutschen Volk nicht zu sagen, warum es im deutschen Osten geht.

## Nicht ausschlaggebend

Der deutsche Mensch im Osten gehört sich nicht mehr als der Soldat an der Kanalküste, im Kampfschlagen und auf dem Vorkampfboden. Auch der Soldat kann sich über die Vorkampfboden seines letzten Lebens, über ein letztes Quartier, ein letztes Essen, eine längere Ruhepause, über Liebesgaben und Fronttheater, und es ist unsere verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, ihm das Leben so angenehm wie nur möglich zu gestalten.

Und so ist es auch unsere verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, darauf zu achten, daß der deutsche Mensch im Osten nicht ein verlorener Vorkampfboden wird, daß seine menschlichen und kulturellen Verbindungen mit der alten Heimat immer besser und länger werden, daß es ihm an nichts fehlt, daß der Beamte, der Kaufmann, der Bauer ein Dasein führt, das eines deutschen Menschen würdig ist — aber diese Dinge sind für ihn jetzt von sekundärer Bedeutung. Die Hauptsache ist der Mann-Gesetz.

Auch die Menschen, die als Weibchen, die galizischen, belarussischen heimischen, haben zuletzt nach dem materiellen Voraussetzungen ihres Daseins in den neuen deutschen Ostgebieten gefragt, im Denken dieser ewigen Vorkampfboden des deutschen Mannes die Dinge immer die richtige Rangordnung eingenommen, und der Sinn des Lebens immer über den Begleitergegnungen.

Für die Arbeit im deutschen Osten gilt daher der Grundsatz, den der Führer ausspricht, als er das ungeheure Werk unternimmt, mit dem Willen eines Mannes, den die Zivilisation einer Volksbewegung zu entziehen. Er verzieht denen, die er rief, seine materiellen Güter. Er verzieht ihnen ein hartes operierendes Dasein voll Kampf und Enttäuschung. Und sein Rat wurde gerade deshalb von ihnen gehört und befolgt, in die sich die Kraft verpflanzte, ihr Leben einem Ideal zu weihen und die Unmöglichkeit eines lämpferischen Lebens in Kauf zu nehmen. Nach den Anforderungen, die er stellte, vollzog sich eine rasche Auslese, eine Auslese menschlicher Qualität. Wie für die Führung seines Kampfes nur die Besten gerade gut genug waren, so ist auch für die einmalige Arbeit im deutschen Osten, die vor Zehntausenden zu bestehen hat, nur das Beste Menschenmaterial geeignet, das vor harten Anforderungen nicht zurückfährt, das es dann aber auch gewillt ist, „etwas bringen“ wird.

## Idealisten gesucht

Wir brauchen nicht zu fürchten, daß es uns an Menschen im Osten fehlen würde, wenn wir nicht „verlorenen Beziehungen“ zu bieten haben, wenn wir nicht Löhne und bequeme Lebensbedingungen als Köder auslegen. In den selbstvertrauen Millionenheeren stehen die Arbeiter- und Bauernjungen, die jungen Handwerker, die Willigen, Begier, Begeisterten, „Mitarbeiter“, die längst kämpfen haben, aus welchem Maß sie gekämpft sind, die bereit sind, als den Lohn ihres Sieges zwar nicht eine bequeme Lebensweise, wohl aber das Recht zu empfangen und wahrzunehmen, ihre Kräfte frei zu entfalten auf einem neuen Feldarbeit, das nach ihrer Arbeit bietet. Sie werden Arbeit und Mühe nicht scheuen. Die Primordialität des Anfangs wird sie nicht erschrecken. Wenn sie nur wissen, daß die Früchte ihrer Arbeit ihren Kindern und der deutschen Zukunft gehören.

Deshalb aber soll geacht werden! Wenn ihnen

der deutsche Osten gerade am Anfang auch kein hohes Bürger- und Rentnerdasein zu bieten hat, so ist er dafür das Land, in dem sich die körperlichen Kräfte der nationalsozialistischen Revolution am ungehemmtesten entfalten werden. Der Osten ist nicht nur deutsch, er ist der Mutterreich der deutschen Volksgemeinschaft. Nicht nur die Träger menschlicher Ungleichheiten sollen ihm unendlich fernbleiben, sondern auch alle jene störenden Kräfte und Fremdkörper gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Art, die den Aufbau und das Leben in den alten Reichsgebieten erschweren.

Auf jungfräulichem Boden, der durch keinerlei Tradition, durch nichts Mißgeschicks vorbeistellt ist, soll eine neue Volksgemeinschaft entstehen, daß sie dem Ideal unserer Weltanschauung möglichst nahekommt.

Wir wollen dafür nur ein einzelnes Beispiel aus dem prästigen Leben nennen: es wird in den neuen Grenzen ihrer darauf geeidelt

werden, daß keine großen Trübsal, Konflikte, Genossenschaften und bergischen nur entstehen, die ihre materielle Macht gegen die Weisheit des einzelnen ins Treffen führen könnten. Diejenige der alten Reichsgenossen einporbühende Volksgemeinschaft hat sein Zentrum dabei, daß die Filiale irgendeines Filial-Kollektivs, irgendeiner Jungens selbige Witze, irgendeinen Meist oder Garlich den Handel und Wandel in einer Branche an sich zieht, daß irgendeine altliche Angestellte und fünf bis sechs jugendliche und demgemäß begabte Mädchen Gewinne für ein namenloses Konfitorium einbringen, die das Leben eines selbständigen kinderreichen Familienvaters und einiger Angestellter sichern können.

Immer und überall und unter allen Umständen wird der freilebende Mensch bevorzugt werden, der die Früchte seiner Arbeit mit seinen Kindern selbst genießt, der sich in die

Gemeinschaft fügt und mit den kommenden Generationen in der neuen Heimat lebt verzwirbelt.

Das Aufkommen kapitalistischer Methoden und Einrichtungen wird nicht mähelos bekämpft, es wird von Anfang an verhindert werden. Vorkampfboden werden nicht mähelos überbrückt, sie werden gar nicht erst entstehen. Und die Arbeit in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft wird um so leichter und um so erfreulicher sein, je mehr es den barten Auslesebedingungen gelingt, den Krämer und Schmarotzer, den Bürokraten und Spieler den Grenzen der jungen Gasse fernzuhalten.

Der deutsche Osten kann so eine „Ansel Gebden-tum“ werden, ein Feld der barten Auslese, auf dem neues Denken, neue Methoden des Zusammenlebens und — neue Menschen gezeugt werden, eine einzige große Ordensburg, die der Zukunft taufendfach heimigst, was die Gegenwart an sie vermag.

# Neandertaler unter sich

Babus Frau hatte schon lange ein begehrtliches Auge auf den prästigen Eberbach geworfen, den Babus Frau um Hals trug. Sie schätzte ihren Gemahl nach Ehrlich und Gaben, daß er es irgendein anstellen sollte, das herrliche Bijou in seinen, das will sagen in ihren Besitz zu bringen. Babus gebrauchte Ausläufer. Aber es mußte nichts, daß er seine Wärschen mit hundert Kieselsteinen unterließ. Die Frau wartete ihm den Marmortischler vor die Füße. Eberbach maute sie. Und als Babus immer noch keine Anstalten traf, unterwarf sie ihn der Schokolade. Sie zeigte ihm, wenn er durchfahren und nach mahliger Wärschen begierig von der Stadt heimkam, die zwar wohlgehaltene, aber alte Kasse. Das sollte sich herum, und Babus mußte, sollte er nicht als trauriger Fahrgast allgemeiner Beratung verfallen, sich wohl über das babus bequemen, den Eberbach den Eberbachs ernsthaft ins Auge zu fassen. Den an sich nachliegenden Gedanken, Babus zu erschlagen und mit der Frau und den Eberbach zu erwerben, ließ er baldigst wieder fallen. Denn Babus Gehälter war ein älteres Gemahel und die Fortsetzung, die es trauernde Wärschen trafen zu müssen, verbot automatisch alles diesbezügliche Pläne.

Da kam es zu gerufen, daß Babus ein begehrtliches Auge auf Babus feuersteinerne Speerpfähle, allerbeste Gölger Arbeit, war. Nach längerem Balancieren über einen guten Tropfen Bongwärschen kamen die beiden überein, daß Babus den Eberbach und zwei gutersaltene Wärschen punktfür Babus aber die Speerpfähle erhalten sollte. Das geschah — und in diesem Augenblick ward der Taufhandel erfinden mit

all seinen dazumal noch ungehanten Möglichkeiten.

Im Jahre 1940 ließ ein direkter Nachfahre Babus folgende Anzeige erscheinen:

„Tausche einige Schlachtenten gegen feeres, gutgehaltene Benzolien, 200–300 Liter. Angebot unter Nr. 1487 an die ... Zeitung.“

Angebot und Nachfrage ändern sich. Nicht aber die Methode. Denn man kann den Babus nicht gurnen, daß sie sich zu Wirtschaftsausschlägen empfinden, die die Stille eines Neandertalers überlegen.

Aus diesem Grunde finden wir auch im „Generalanzeiger für Philatelen“ unter den üblichen Taufangeboten der Briefmarkensammler auch eines, das nur von einem Kaufmann Babus kommen kann:

„Gebe einige Gänse, Enten und Hühner ab für Deutsches Reich, Meisel, Woll, Klapp- oder Gefährliche post. Taufpoststempel. Bitte unter Nr. 1034, Schleswig, hauptpostlagernd.“

Man sieht, auch das Denkmärgen betet aus dem Geheiß der Babus hat sich in Jahre, tausenden nicht geändert. Und nur eine Linie, die aus der glücklichen Vereinigung betet Gefährlicher, entstand, die der Babus-Babus oder Babus-Babus, zeigt eine gewisse Entwidlungstendenz und hat bereits die Gehirndrumsproduktion des hundertsten Jahrausens vor Christi Geburt erreicht. Solche Leute annoncierten dann in der „Deutsche“ der Zeitchrift des deutschen Kolonialmanns und Zeitstiftungs:

„Weinteller im Produktionsgebiet beteiligt sich mit 10000 Gölgen Rhein- und Meiselwein an Kolonialwarengeschäft mit

Philaten, auch an Gölge, aber 10. Angebote unter Nr. 27, 284 an die Gölge, 3. 1940.“

Sprach nicht aus jedem Wort der noch primitive Eberbachsitz des halbfähigen Postfahrs, der zwar durchaus Sinn für seltsam Dindenden hatte, auch durchaus bereit war, aus der Jagd-bette eines fremden Kams mit Zeit und Tüte einiges für sich abzugeben, dem aber Geld und Geldeswert noch unbekante Größen waren.

So etwas fühlte eine Wärschen nicht, es ist zu leicht für ein etwas befehlte sich nicht mit Geld an einem fremden Unternehmen oder — was ihm noch leichter ist — gar mit Arbeit und Weisung, sondern mit einer Ware, die man mit plumper Dreiseligkeit unter dem eigenen Pfeile ein wenig verbringt, bis sie knapp und damit begehrtlich wird.

Und da gibt es nun Postfahrs, die sich leicht für das Geheiß geben, was die vernünftige Seelenbesen des Darwinischen Menschenmenschen. Wozu das? Ist es nicht viel einfacher und aufschneiderischer, die nötigen Schiffe aus einer kleinen Anker im Dezember 1940 zu ziehen?

Schreiberei, langjährige Erfahrung, sehr tüchtig, gepöhlte Meisterin, wünscht Kundstift in Provinz (Schreiberei), Angebote unter Nr. 6586 Berlin SW 68, Zimmerst. 87–91.“

Das wünscht für den Frau zu leben heute wie damals und hat sich nicht geändert, mag es auch gepöhlte Meisterin sein.

## Ungeahnte Möglichkeiten

Das hat vielleicht auch irgendwas hindert. Durch Holentäger oder taufend Kilo Stridmölle oder sechs Kilometer Gummiboden zusammengeballert, aber beileide nicht, um die Ware rechtmäßig in der Reichweite zu bringen, o nein. Damit beteiligt man sich an einem Geschäft. Und mag es auch unendlich sein als ein Umgang mit baren Wärschen, es hat doch den Vorteil, daß es nicht an Feilschei gebunden ist.

Wer sich mit 10000 Gölgen künstlich verknäpelt, vornehmlich aus Warenverfehlungen eines Weines an einem Hausbauunternehmen beteiligt, kann den Wert seiner Ware höher einsehen, als wenn er sie unter den Augen des Preisoffiziers ordnungsgemäß verkauft. Er kann Sammlern und Wärschen und meint, man werde ihm nichts anhaben können. Und auch der Handwerker, der nur noch für die Naturkosten des Selbstvergnügens zu arbeiten wünscht, glaubt besonders schlaue zu sein. Jeht triegt er nicht nur den begehrtten Frau. Jeht kann er auch befehlige Stelle machen, die ja nur in Markt und Wärschen begrenzt sind, nicht aber, wenn man sie nach Gölgegrößen und Kolonialföhlen berechnet.

Und wenn das so weitergeht?

Nein, wir fürchten die Vorneandertalerung nicht, weil ja die Zahl der sich unter uns bewegenden, mehr als ein menschenähnlicher Zwölfhundert noch begreift ist. Die Wärschen hält sich die Wärschen nach wie vor an die gebrauchlichen, fortschrittlichen Methoden des Handels und Handels und macht den Rückfall in die Wärschenwirtschaft nicht mit. Aber die Gölge, mit der wir die Ausübung neandertaler Geschäftspraktiken mit ansetzen, daß das ihre Grenzen.

Uns erfreut das alles drastische Familienleben der Gölge nur auf dem Wärschen. Von Menschen mit gleicher Ungeheuerheit auswärts, daß es zu den Wärschen, welche das Wärschen auf den Wärschen zufen. Nicht anders ist es mit den Wärschen, fortschrittlichen Methoden. Man kann sie nur geteilt, wenn die ausübenden Kräfte auch bereit sind, sich auf dem Wärschen zu versammeln, auf den sie hingehören.

Gangstiller: Walter Pöhlgen  
Gedruckte Druckstätt: R. A. u. N. 9. 1. 1941  
Verlag: Zentralverlag der NSDAP, Berlin  
Druck: Buchdruckerei „Die Kunst“, Berlin SW 68  
Jahrgang: 1941, Nr. 1, 1. 1941

## Fata Morgana



Zeichnung: Bogner

„Boys! — Bald werden wir in Ruß sein!“  
„Ja. Nur Bardia liegt noch dazwischen.“



# Bronzeluren – Stimmen aus Dänemarks größter Zeit

Es gab eine Zeit, da das jetzige Dänemark, die urale nordliche Völkerwelt, nicht nur das Zentrum einer mächtig ausstrahlenden völkischen Bewegung, sondern auch das Kerngebiet einer dem damaligen Europa in jeder Beziehung weit überlegenen Kultur war. Der Bronzezeit. Niemals vorher und später hat auf so engem Räume die gemäßig vorwärtstreibende Gestaltungsstrahl des germanischen Wissens derart übertragende und typische Prägungen hervorgerichtet. Den Höhepunkt erlebte diese Entwicklung, indem sie einen Scherztypus schuf, der an Schö-

Es wird die Mehrzahl der Deutschen verwundern, schließlich zu müssen, daß in der Zeit um 1100 vor der Zeitwende – aber, um laienhaft zu sprechen, ein wenig nach den trojanischen Kriegen – ausgerechnet Dänemark die höchstentwickelte Kultur besaßen haben muß. In unserer Vorkriegsungszeit ist die altbekannte Behauptung: „Früher von einst“ so sehr gemeinigt, daß wir von unsern nördlichen Vorfahren, den „nordischen Germanen“, ohne weiteres auf deren Nachbarn schließen und meinen, die Kultur sei eher bei den südlichen Völkern zu Hause.

Jeder wird, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, der Ansicht sein, die Trompete oder Posaune müßte aus dem Süden zu uns gekommen sein. Und dabei bezeugen die Uren und deren Vorläufer, die durch metallene Schalltrichter und Mundstücke verlängerten Hörhörner, daß die Heimat aller Blasinstrumente im Norden zu suchen ist.

Es würde zu weit führen, die komplizierte Vorgeschichte der Entstehung der Uren hier im einzelnen darzulegen. Nicht unerwähnt bleibe, daß sich solche ältere Formen in fertigen Repliken der völkischen Ausgestaltung der nordischen Rasse bis in spätere Zeiten, ja sogar bis heute erhalten. Die Hörhörner, deren feststehender Klanger der Ton manchen Besucher der Schweiz merkwürdig ergreift, gleichen aufs genaueste ähnlichen weitläufigen Instrumenten

auf Island und – in Tibet, wo sie in völlig unveränderter Form ein Überbleibsel aus der Zeit der Einwanderung der Arier sind.

Kein Urgetränk – es seien denn die Goldhässer – reist in dem Maße die Phantasie wie die großen Bronzeluren. Schon ihr geheimnisvoller Aufbau erfüllt uns mit merkwürdiger Scheu. Denn diese dreitausend Jahre alten Bronzegebilde lassen noch heute ihre Stimme hören, – und wenn sie ertönen, ist uns, als sprächen Ähnen über eine Zeitspanne von hundert Generationen zu uns. Ihre tiefen, heroisch mahnenden Stimmen sind für uns ein Gruß unserer eigenen Vorfahren, – sie rufen auch uns jene zum Opfergang oder Fest.

Was sind Uren? Ihre Herstellungsweise hat der Inspektor des dänischen Nationalmuseums, Dr. Brøndsted, aufs genaueste untersucht. Die höchstentwickelten Uren sind nicht aus einem Stück gegossen, sondern aus mehreren Teilen zusammengesetzt. Jedes dieser Teile ist mit verlorener Form gegossen. Das heißt: um einen Tonern wurde Wachs in der Dicke des zu gießenden Rohres gelegt, und dieses wurde wieder mit Ton umschlossen. Das Wachs wurde dann durch Erhitzen zum Ausfließen gebracht. Um hierbei die Berührung der Tonstücke und des Toners zu verhindern, waren in der Wachsflasse kleine Bronzeplättchen eingelegt, die beim Ausschmelzen das Hinabsinken des Toners auf die Tonaußenwand verhinderten.

Zeitwende, eine Tonreihe bestanden hat, die ganz anders als unsere aufgebaut war. Die Naturtöne der Uren werden laienförmige Strophen ergeben haben, die, unter Zuhilfenahme der stabilisierenden Overtöne, Melodien entwickelten, die von denen unsern Tonstems sehr wesentlich verschieden waren.

Dabei darf man aber nicht annehmen, daß die Menschen des Bronzealters etwa so folge „technischer Unvollkommenheit“ sich auf einen geringen Umfang von Tönen beschränkten. Denn bei ihrem gütigsten Können wäre es ihnen ein leichtes gewesen, durch Verlängerung der Rohre und Steigerung von deren Schallhöhe eine Skala von einer ganzen Oktave herauszubekommen, wenn ja das Bedürfnis dazu gehabt hätte.

## Interessante Rückschlüsse

Man muß also annehmen, daß sie mit dem vorangehenden Tonbereich zufrieden waren. Es ist daher sehr interessant, festzustellen, daß der größte Sammelort von Uren, der aus dem Bronzealter in Nordland aus dem Jahre 1797, aus einem Paar auf C und zwei Paar



Die Ornamentik dieser getreu den Originalen nachgebildeten Blasinstrumente ist von besonderer Formschönheit

heit von keinem anderen Volk der Erde je wieder erreicht worden ist. Denn hier wurde das Schöne, die menschliche Rolle der Welt, in höchster Vollkommenheit begrifflich geformt und handwerklich gestaltet. Eine Zeit, die solche Kunstwerke hervorbrachte, mußte heilig sein wie keine andere, – und aus diesem Grunde ist für uns die germanische Bronzezeit das eigentlich heilige Zeitalter unserer Vorgeschiede.

Dies stimmt auch mit dem historischen Bilde zusammen, das die Vorgeschiedenheitswissenschaft, insbesondere die Handschrift, von jener Zeit entworfen hat. Wir haben bereits häufig in unseren Aufsätzen über Vor- und Frühgeschichte die großen geschichtlichen Ereignisse dargestellt, durch welche von der jüngeren Steinzeit bis kurz nach dem Ende der Bronzezeit Deutschland vom Norden her durch die Germanen erobert wurde (vgl. insbes. Folge 34/1939). Die allmähliche Ausbreitung des germanischen Siedlungsgebietes vom Großeingangsbereich in den norddeutschen Küstengebieten, Dänemark und Südbaltischen bis weit nach Mitteldeutschland hinein, geschah in eben der Epoche, da der formwille der Bronzezeit (vgl. Folge 42/1935) seinen Höhepunkt erreichte.

## Zeugen großer Zeit

Der Mittelpunkt und die Kraftquelle all dieses völkischen und kulturellen Überflusses an Talenten war das jetzige Dänemark, – genauer genommen die Inselwelt zwischen Mittland und Südschweden. Die Kunde aus diesem engen Gebiet überliefert an Zahl die aller übrigen germanischen Ausstrahlungsgebiete aus dem Vorsehens. Ihre Qualität übertrifft in jeder Beziehung die der Randgebiete. Und noch ein anderer, höchst überzeugender Beweis für die zentrale Wichtigkeit dieses Bezirks fällt schwer in die Waagschale: nur hier wurde das vollkommene germanische Bronzezeitliche Gestaltungsverständnis hervorgerichtet und aufgefunden: die Uren in ihrer höchst entwickelten Form, – das heilige Relegat der Germanen.

Denn in Dänemark, Südschweden und Südnorwegen sind zum ersten Mal in der Welt die Uren in ihrer gegenständlichen Vollständigkeit gefunden worden, – im nördlichen Norddeutschland lediglich neun, von denen nur vier dem vollentwickelten großen Typ angehören, während die übrigen weit primitiveren Charakter zeigen.

Nirgendwo in der übrigen Welt aber gab es vorher und später ähnlich höchstentwickelte Blasinstrumente; selbst der heutigen Technik fällt es schwer, diese Uren auch nur zu imitieren.

**Schische wollen Collonil**

## Ein gußtechnisches Meisterwerk

Bewundernswert ist nun, auf welche Weise die Schmiedler vor dreitausend Jahren vertrieben, daß beim nunmehr erfolgenden Guß diese bronzene Kamellen schmolzen. Sie machten nämlich die Kamellen zinnreicher als die Rohbronze. Da nun der Schmelzpunkt um so höher liegt, je weniger Zinn eine Bronzelegierung enthält, konnte die einschließende Rohbronze die Kamellen nicht zerstören.

Auf ebenso technisch vorgeschrittene Weise ist dann nach dem Guß der einzelnen Rohstücke deren Zusammenlegung herbeigeführt worden. Man stemmte die Hohlstellen zusammen, schlug mit einem Meißel eine Reihe Vertiefungen ein und überklebte das ganze Zusammen mit Wachs und dann mit Ton. Der nach Ausschmelzen des Wachses erfolgende Guß schuf eine organische Verbindung, da abwechselnd das hierbei verwendete Gußmaterial zinnreicher war als das Rohmetall, dieses also nicht zum Schmelzen brachte, und lediglich, nachdem es in die Vertiefungen eingestossen war, sich als fester Verbindungsring um die Rohenden legte.

Der Leser wird vielleicht fragen, wie man diesem Fabrikationsgeheimnis auf die Spur ge-

Man sieht: der Gußmeister vor dreitausend Jahren mußte genau, in welcher Weise er die Schmelzpunkte abzuwägen hatte, um den gewünschten Erfolg zu erzielen.

Ein weiteres Wunder selbst für unsere heutige höchstentwickelte Technik ist die außerordentlich geschickte Formgebung der Uren. Sie sind in doppelter Sinne geschwungen – dh. die Rohre des vollständigen Taps bedürfen Kurven in zwei Ebenen, wobei das Wertwichtige ist, daß regelmäßig bei allen Kunden ein paar Uren gegenseitig harmonisch sind.

Das Wunderbare daran ist, daß hierbei in jedem Falle absolute Klangreinheit beider zusammengehörigen Exemplare erreicht wurde – eine Position der Technik, die der heutigen Imitation außerordentliche Schwierigkeiten bereitet.

Was bedeutet nun dieses paarweise Auftreten der Uren? Nicht nur die Kunde selbst erweisen die genaueste Verwendung, – man findet in der Regel zwei zusammengehörige Instrumente, in einem Falle sogar drei Paar – sondern als weiteres wichtiges Zeugnis treten bronzezeitliche Bildhauerwerke hinzu, die berühmten Felszeichnungen von Boshusän. Nun ist zwei-



Die schwungvolle Linienführung der Uren läßt schon die Schwierigkeit der Herstellung erkennen

auf Es abgestimmten Uren bestand – ein vierstimmiger Zusammenklang, der teils bei Zusammenklang, teils bei Doppelspiel einen außerordentlichen Reichtum an Klanghöhe ermöglichte. Es kann also erwiesen angesehen werden, daß ein Urenpaar des Bronzealters nicht nur die Grund-, sondern auch die Overtöne ihrer Instrumente gemischt haben, denn sonst wäre die Tatsache des stets paarweisen Auftretens nicht erklärbar.

Diese Tatsache berechtigt zu dem Schluß, daß die Entstehung der Harmonielehre den Germanen des Bronzealters zu verdanken ist. Diese für die gesamte Musikgeschichte höchst wichtige Tatsache ist jetzt gegenstand eingehender Untersuchungen des Musikwissenschaftlers der DMSB. (Dänische Nationalgesellschaft für Musikwissenschaft), die noch nicht abgeschlossen sind, und die aufzeigen werden, warum die Kunst der Harmonie den bronzezeitlichen Germanen Dänemarks zu verdanken ist.

## Verdienstvolle Aufgabe

Die DMSB hat sich die ehrenvolle nationale Aufgabe gestellt, im Sinne ihres Einflusses für das nordische Kulturleben in unserm benachbarten Norddeutschland, das ohnehin schon lebendige Gefühl für die Einheit zwischen Vorkrieg und Gegenwart Dänemarks wiederzuerwecken und hat als klingenden Beweis für die Tatkraft der Vorkriegs- und Urenpaare als Kopie der Originale anfertigen und dem Reichsführer FF überreichen lassen.

Wegen deren hohe Stimmen – in schärferen Zeiten Tröter und Mahner –, in glücklichen Jahren jubelnder Dank –, davon läßt sich, daß auch dieses nordische Volk in dem ihm von der Vorkriegs bestimmten Wege zu eigener Kultur zurückgefunden hat.



Diese beiden Urenpaare hat die Dänische nationalsozialistische Bewegung dem Reichsführer FF zum Geschenk gemacht. Sie befinden sich in der Obhut der Polizei

kommen ist. Das ist ganz einfach. Man analysiert (natürlich an einem objektiv beschädigten Stück) das verwendete Material und fand:

Kamellen	Rohr	3mm	andere Maße
8 1/2	8 1/2	6	5 1/2
8 1/2	8 1/2	13 1/2	1 1/4
8 1/2	8 1/2	17 1/2	1 1/4

ellos, namentlich bei Falschbläsen von selten eines Bläses, eine Zweckmäßigkeit unvermeidbar gewesen, und daher kann mir uns ein Bild von den Harmoniegrundlagen der damaligen Zeit machen.

Wir können erschließen, daß am Anfang der Musikgeschichte, etwa um das Jahr 1100 vor der



# Untermieter

## Opfer der Konjunktur

Tel. 34 13 21.  
 Belle Vue  
 Elegante möbl. 3 1/2-Zim.-Wohnung in  
 Umbaubilla z. 1. oder 15. April zu  
 vermieten, Junggefelle oder einzelne  
 Dame. Miete 300 RM monatlich.  
 Irmg. Roosen, Saumatterin,  
 52 25 85 Trummersweg 2.



Herr Dr. Falde, Berlin-Tempelhof, vermietet die von ihm innegehabte 2 1/2-Zimmer Wohnung in der Willkinderstraße 72 zum Preis von 135 RM monatlich. Das ist eine verdammt anständige Summe für eine solche Mietswohnung. Wie sie zustande kommt? Sehr einfach: Dr. Falde selbst zahlt für die Wohnung 85 RM monatlich. Die Differenz zu 135 RM, also 50 RM, berechnet er offensichtlich für den Gebrauch von einer Couch und zwei Sesseln sowie dazugehörigen Tischchen. Aber man muß dieses „Mobiliar“ gesehen haben, diese Sessel mit gelben billigen Stoffbespann, um sich ein richtiges Bild von der Höhe der Forderung des Vermieters und seiner Leistung machen zu können.



Ein altes Sprichwort sagt: „Was den einen ein Nachteil, ist den andern ein Uml.“ Bis zu einem gewissen Grade wird diese Kennzeichnung immer ihre Berechtigung behalten, denn auch der fürsorglichste Staat kann nun einmal nicht alles in ein bestimmtes Schema pressen. Er muß einen natürlichen Spielraum lassen und dabei mit der Anständigkeit der Volksgenossen rechnen, mit einer Anständigkeit, die ihnen verbietet, schamlos eine Konjunktur auszunutzen, die nicht etwa eine gesunde Entwicklungserscheinung, sondern eine trübe Folge jahrzehntelanger wirtschaftlicher Verfallserscheinungen

Aufnahmen für „Das Schwarze Korps“: Rudolf

Über Mangel an Geschäftlichkeit kann Frau Anna Bühmer, Bertha-Holtenauer, Markgraf-Albrecht-Str. 9, wirklich nicht klagen. Die von ihr gemietete Vierzimmerwohnung kostet 120 RM. Die gleichen 120 RM. aber bekommt Frau Bühmer für die kleinsten beiden an ein Ehepaar abvermieteten „teilwütherten“ Leerzimmer. Solange der Ehemann im Felde steht und die Wohnung nicht mithilfen, darf die Untermieterin 10 RM. monatlich abziehen, so daß die Miete zurzeit 110 RM. beträgt. Bescheidenwert ist das Mobiliar: Es besteht aus einem Wäschrumpf, zwei Korhsesseln und einem Bild. Die Rückenlehnen auf den Stühlen wurden von der Ehefrau den jungen Soldaten auch selbst angekreidelt. Auch die Tapetierung der Räume dürfte sie bezahlen. Ein drittes größeres Zimmer hat Frau Bühmer ebenfalls vermietet.



Diese Anzeige erschien in einer Hamburger Tageszeitung. Sie dürfte weniger reizend als aufleuchtend wirken. 300 RM. für 3 1/2 Zimmer — da mag der Hecker wachen, was für eine Rentabilitätsberechnung der Miete zugrunde gelegt worden ist! Aber Aufregung ist ja ganz überflüssig, denn als Mieter werden ja ausdrücklich Einzelpersonen gesucht! Andere konnten auch für dieses Angebot kaum in Frage, denn nur wenige Familien mit Kindern dürften in der Lage sein, 300 RM. monatlich für ganze 3 1/2 Zimmer auszugeben.

bedeutet. Wie ist es nun mit der Anständigkeit bestellt? Wir veröffentlichen hier einige Beispiele aus der Praxis des Wohnungsmarktes. Wenn man sich die einzelnen Tatsachen so vor Augen hält, wird der Eindruck erweckt, als ob der alte liberale Grundsatz von Angebot und Nachfrage hier wahre Triumphe feiere. „Und der Preiskommissar?“ werden nun viele fragen. Der Preiskommissar kann wohl die Miethöhe im allgemeinen regeln und bindende Richtlinien herausgeben. Aber in all unseren Fällen sind ja die wackeren Volksgenossen eifrig bemüht gewesen, durch „Zusatzleistungen“ in Gestalt von alten Klamotten das Bild der eigenen Leistung zu verschleiern. Aber man wird sie dennoch kriegen...



# Nachwuchs für die Wissenschaft

Einer der bedeutendsten Geselchften um die Jahrhundertwende, eine Weltautorität auf ihrem speziellen Gebiet, hat einmal bei einer Folgelesung auf die etwas von oben herab kommende Frage einer hochgelehrten Persönlichkeit geantwortet: „Er in Mann, der weiß, wo es heißt!“ (In Mann, der weiß, wo es heißt!) „Er meinte damit also, daß im Kopfe eines Gelehrten so viel Platz für parates Wissen sei, daß dieser jederzeit imstande sein müßte, anzugeben, in welchem Werke und an welcher Stelle jede beliebige wissenschaftliche Tatsache zu finden sei.

Genau ist das akademische Ideal der Jahrhundertwende mit seiner Altklassiker nicht das unsere. Der „Effektismus“ und der „Empirismus“ trieb damals merkwürdige Blüten. Aber eines müssen wir zugeben:

Die wirklich großen Gelehrten von damals wußten sehr viel — sehr viel mehr als die meisten Spezialisten von heute. Denn ihr Wissen erstreckte sich nicht nur auf ihr Spezialgebiet, sondern sie waren in einer Weise ununterbrochen gebildet, die für die heutigen Gelehrten, soweit ihre Vorfahre vor dem Weltkrieg lagen, nur schwer vorstellbar ist, — für alle Jüngeren sehr schon unvorstellbar.

Nehmen wir ein Beispiel aus der Praxis. Der oben ältere Chemiker, dem Deutschland seinen Weltruf auf einem gewissen Gebiet der Antikinforschung verdankte, unterrichtete sich einmal mit dem Verfasser unseres Aufsatzes, damals einem jungen Studenten der Geschichte und Germanistik. Das Gespräch war eine Art Kognatium über die speziellen Arbeitsgebiete des Jüngeren. Obwohl dieser nicht wenig stolz darauf war, auf seinem Gebiet in jahrelanger Arbeit recht gründliche Kenntnisse erworben zu haben, mußte er doch zu seinem maßlosen Staunen feststellen, daß der alte Herr noch mehr wußte.

## Erstaunliche Kenntnisse

Es war vom Unterrichts der Befehlungsart einerzeit Stalins durch die Diktoren, anderen-

Geantmortung solcher Fragen doch nicht einmal über ein hundertste Angewandten hinaus reichen. Wie nun erst, wenn man auf spezielle Gebiete überginge.

Stellt man wirklich solche Fragen, der Verfasser tut es oft, dann macht man immer wieder die Bemerkung, daß, je länger der Frage ist, um so geringer auch das Interesse an Dingen allgemeineren Wissens wird. „Daß ich habe ich keine Zeit!“ ist dann gewöhnlich die bescheidene Antwort. Etwas unvorsichtigeremere Köpfe, die wenigstens so viel Selbstkritik besitzen, daß sie die eigene Unzulänglichkeit ganz offen zugeben, pflegen dann auch den wirklichen Grund der Verflachung und Verengung alten Spezialwissens zu erkennen:

Die Verengung der Welt durch allzu große Engherzigkeit. Nur besonders kritische Jünger auch hier die Schuld bei sich und merken, daß es an etwas ganz Einfachem liegt, nämlich an mangelndem Arbeitswillen.

Damit sind wir mitten im Problem. „Ich brauche meine ganze Kraft, um auf meinem Gebiete mitzukommen!“ Das ist eine der häufigsten Ausreden, und noch dazu eine faule. Dies „Mitkommen“ ist nämlich keine schlüssige Tätigkeit, sondern nur das Verhangeln und Verbaufen einer übermäßig angeschwollenen Spezialliteratur, also kein selbständiges

## Oft fehlt leider der Fleiß

Wasan liegt das? Tatsach Grimm hat einmal in seiner berühmten Weise am Abend seines arbeitsreichen Lebens gesagt, er hätte wohl noch mehr zugehen gebraucht, wenn ihm das Schreiben nicht so schwergefallen wäre. Dabei hat bekanntlich dieser Mann mit seiner laubenden und schönen Schritt nahe zu hunderttausend großformatige Seiten gefüllt. Er pflegte ja auch täglich sechs Stunden zu arbeiten, und das ein ganzes Leben lang! Dabei war er nicht einmal eine seltene Ausnahme, sondern solche Arbeitsinintensität war die Regel.

iges Studium, sondern nur ein wissenschaftlicher Kontrollvorgang. Erst jenseits dieser unermesslichen Tätigkeit beginnt die eigene Arbeit, das eigene Denken, und damit erst die Grundlage zu schöpferischen Wirken auf dem Gebiete der Wissenschaft. Aber also beim Verbaufen stehenbleibt, ist eigentlich eine Drohne im Bienenniste der Gelehrsamkeit.

Und nun werden in unvorstellbarer Reihe als Erstlingsleistungen die vielen Abhandlungen, Vorträge und sonstigen öffentlichen Anordnungen angeführt, die schon den Studenten angebotene mit seinen Studien verbunden lassen. Als ob es heute anders wäre wie 38. vor hundert Jahren! Ganz im Gegenteil! Welche Mühe hatten damals die Gelehrten allein schon dadurch, daß sie fast alles handschriftlich erzählten mußten. Denn die damals viel teureren Bücher waren für ihre schmalen Gefährte unerschwinglich, die Bibliotheken daher ungenügend. Ein Tauschverkehr bestand überhaupt nicht. Es gab keine Zeitungen, fast keine Zeitschriften. Alle diese Hemmnisse sind heute beseitigt. Wir haben Schreibmaschinen, Typographie — jedem Student steht in jeder größeren Bibliothek das Wissen der ganzen Welt offen. Aber die Schüler der Bibliotheken warten darauf, daß sie benutzt werden.

jeweils Aufgabe der jungen wissenschaftlichen Generation ist, den Ruhm der Väter nicht nur zu erhalten, sondern zu erhöhen. Heute kommt ein besonderer Umstand hinzu, der uns immer mahnen muß, alle Kräfte einzusetzen. Im 20. Jahrhundert wird auch anderswo wissenschaftlich gearbeitet. Zum Beispiel in der „Neuen Welt“. In Amerika sind die Voraussetzungen für wissenschaftlichen Arbeit nicht gerade schlecht. Und zwar nicht in erster Linie wegen der dort reichlich fließenden Geldmittel, sondern weil manche Studenten Zeit haben, sich schön, wohl, ja bis letzten Semester ihrem Studium zu widmen.

nischen wissenschaftlichen Berufen die Wirtschaft und Industrie auf Grund des Kräftemangels durch verlorene Angebote die jungen Studenten nach kaum begonnener Arbeit abruft.

Diese Angebote des täglichen Lebens sind weit viel zu verlockend, als daß man von einem jungen Mann ohne weiteres erwarten dürfte, daß er sie nur aus Rücksicht auf die Grundsätze seiner Ausbildung abschneide und dafür ein Leben der Einsamkeit in Kauf nehme. Es genügt schon, wenn heute auf den technischen Hochschulen der eine oder andere eine etwas mehr als durchschnittliche Begabung zeigt, — dann melbet sich auch schon die Industrie, die durch alle möglichen Angebote zu binden sucht. Man begibt dem Betreffenden das Studium, falls er sich zum Eintritt bei der gönnerhaften Firma verpflichtet, — und damit wird in der Regel die wissenschaftliche Leistung des nunmehr zu Einstiegszeitpunkt Verpflichteten vernichtet. Denn bei dem Verzicht auf der Vertriebe ist kein Raum für schöpferische Wissenschaft. Die jungen Kräfte werden nämlich von vornherein auf Spezialgebieten angelegt, was gleichbedeutend damit ist, daß sie für die letzten großen und tiefen Aufgaben der Wissenschaft, das selbstschöpferische Denken, ausfallen.

Diese Entwicklung aber hat noch eine andere Seite, nämlich eine weltanschauliche. Wer sein Studium nur als Vorbereitung für die Wissenschaft eigentlich unbrauchbar. Wer nur auf wie möglich in eine gute geachtete Stellung zu kommen, der ist auch nur wieder eine Drohne im Bienenniste selbstverständlich nur des geistigen Lebens. Denn eine solche Auffassung der Wissenschaft ist freilich Materialismus, also das genaue Gegenteil dessen, was wir von einem geistigen Arbeiter erwarten.

## Waffe der Nation

Wir wissen genau, was Deutschland seiner Wissenschaft verdankt. Sie hat seinen Ruhm und seine Ehre über die ganze Welt getragen. Der Ruf deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit war jahrhundertlang die Basis wirtschaftlicher Erfolge auf dem Auslandsmarkt und damit eine



letis Spaniens durch die Religionen die Rede, — und der Chemiker wußte nach Aufzählung vieler einschlägiger damaliger Gelehrte und Gelehrte sogar noch etwas über die äußerst schwierigen verfassungsrechtlichen Fragen zu sagen. Als dann die Unterhaltung auf den Zug Kaiser Heinrichs IV. nach Kanalla kam, korrigierte der Gehörte den Schüler, der einen falschen Paß für den Übergang genannt hatte. Er verzeihete auch die Ziffer der den unglücklichen König hierbei begleitenden Personen, indem er lächelnd — natürlich lateinisch — die betreffende Stelle aus dem Kopf zitierte. Er war es auch, der mit wenigen markanten Worten bei dieser Gelegenheit herausstellte, daß eigentlich Heinrich IV. der Sieger von Kanalla war, — eine Aufzählung, die der damalige Student erst viele Jahre später zum erstenmal in Buchform vortrat und die seitdem zum Gemeingut geworden ist.

Aber damit nicht genug! Es war dann von Einzelfragen der germanischen Mythologie die Rede, vom Unterschied zwischen Arien und Germanen, und hierbei sprach der Chemiker die Vermutung aus, daß rassistische Urgünde hierfür gesucht werden müßten. Das war für damals eine unerhörte Klarheit des Blicks. Und als Beweis hierfür scharrten ganze Reihen schwärzlicher Ethnologen durch das Geschichtsbuch Nordisch, Griechisch, Lateinisch, ja sogar Sanskrit.

Von all dem wußte nämlich der Chemiker genau soviel wie der Student. Und dabei war des Geheimnisses Lieblingsgebiet — außer der Pflege höchst intuitiver Hausmusik — die Psychologie, insbesondere Kants und Hegels, über die er auch wissenschaftlich arbeitete.

Nach unterhalte man sich einmal heute mit einer anerkannten Autorität auf einem Spezialgebiet nicht etwa eines Nachbarfaches, sondern einer biometrisal entgegengesetzten Disziplin. Bei älteren Herren ist vielleicht noch das Interesse dafür da und eine einigermaßen universelle Grundbildung.

Wenn man sich aber heute den Spaß macht, einen Professor der Technischen Hochschule zu fragen nach der Gliederung eines Spinnenbeins oder eines Kapogienbeins, nach der Ursache der gaschischen Unruhe, nach der Entfernung des Sirius von der Erde, nach den kühlen Wintermühen, nach der Entstehungsgeschichte des Goethischen Tallo, nach der Zahl der Flächen eines Bergtrials, nach den bemerkenswerten Werken Philipps Otto Hummes, nach der Zahl der Spigen eines Ahornblattes oder nach dem Kennzeichen einer Fuge Wachs zu fragen, dann kann man fonderbare Überberrassungen erleben. Und dabei würde die

Bei uns macht sich jedoch eine gegenläufige Entwicklung bemerkbar. Die Wissenschaftler der älteren Generation entnahmen zu überwiegender Mehrheit einer bürgerlichen Schicht, die dem hiesigen Leben eine gewisse Ruhe des Studiums gewährt konnte. Aber das Zeug dazu hatte, konnte es sich leisten, einmal abt oder auch sogar zehn Jahre in aller Ruhe zu arbeiten. Heute ist diese wirtschaftliche Sicherung durch den wirtschaftlichen Zusammenbruch in den Nachkriegsjahren nur in den wenigsten Fällen vorhanden. Geldmangel drängt zur Eile, und sowie es nach den Prüfungsbefimmungen nur irgend geht, schließt der Kandidat durch das weitauswärtige Fleiß der Examina und dünkt sich dann fit und fertiger Gelehrter.

Und nach eine andere, viel größere Gefahr entsteht dadurch, daß namentlich in den hochschulischen Kreisen, die sich in der letzten Zeit der Umformung des sozialen Dens und als Folgeerscheinung die Durchführung mannigfacher sozialer Einrichtungen für die künftigen Menschen haben den schließlichen Beweis erbracht, daß der Betrieb dadurch leistungsfähiger wird.

Wenn sich in früherer Zeit jemand fand, der eine solche Behauptung aufstellte, wurde ihm von der sozialistischen Unternehmenseinheit mit Worten und Zahlen haarig nachgewiesen, daß ein Betrieb gar keine sozialen Seiten mehr zu tragen imstande sei und infolgedessen eine Erhöhung der Aufwendungen die Bilanzlage mit katastrophaler Schwundkraft verschlechtern würde. Der Weg zum Kapitalismus führte eben über ein modern geführtes Sozialkapitalismus, der aber doch jeweils nur einen Lohn zubißte, der aber doch jeweils nur ein Bruchteil des Profites war, den er dem Unternehmer erarbeitete.

Wir hatten schon oft Gelegenheit, an bestimmten Einzelheiten nachzuweisen, wie gerade jetzt im Krieg sich die gesunde Grundlage bewährte, auf der sich das neue soziale Denken und Handeln aufbaut. Man mag sich die Arten seiner Auswirkung. Die Betriebsgemeinschaft ist ein überlebender Organismus und zu einer Schicksalsgemeinschaft geworden, in der einer für den anderen einsteht. Und der Kamerad, der vorübergehend aus ihr ausgeschieden mußte, weil er seiner höchsten Pflicht auscheiden mußte und als Waffenträger der Nation einsteht für Deutschlands Ehre und Freiheit — er steht in ihrer ersten Reihe.

Man mag sich aber heute den Spaß machen, einen Professor der Technischen Hochschule zu fragen nach der Gliederung eines Spinnenbeins oder eines Kapogienbeins, nach der Ursache der gaschischen Unruhe, nach der Entfernung des Sirius von der Erde, nach den kühlen Wintermühen, nach der Entstehungsgeschichte des Goethischen Tallo, nach der Zahl der Flächen eines Bergtrials, nach den bemerkenswerten Werken Philipps Otto Hummes, nach der Zahl der Spigen eines Ahornblattes oder nach dem Kennzeichen einer Fuge Wachs zu fragen, dann kann man fonderbare Überberrassungen erleben. Und dabei würde die

Quelle nationalen Reichtums. Die Leistung des Wissenschaftlers ist nicht nur insofern indirekt entscheidend für das Schicksal seines Volkes — sie ist es auch direkt, denn sie schafft die Grundlagen für neue Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten der Technik. Man konnte auf darauf hinweisen, daß der Anteil des Wissenschaftlers daran, daß wir diesen Krieg gewinnen werden, nicht unterschätzt werden darf. Besteres Material und bessere Waffen fallen nicht vom Himmel — sie liegen eine bessere geistige Leistung voraus.

Viele Leistung ist in der Gefahr, wenn ihre wichtigste Quelle, der Arbeitswille und die Arbeitsintensität, auf die eine andere Weise gefördert werde. Wir müssen dafür sorgen, daß der Leistungsfähigkeit, daß junge Akademiker, die auf Grund ihrer besonderen Qualitäten den wissenschaftlichen Nachwuchs darstellen müßten, ihr Studium um jeden Preis beschleunigen, um möglichst rasch in eine gute geistige Stellung zu kommen, wo sie gewiß notwendig gebraucht und leistungsfähig bereits erwartet werden. Wir müssen dafür sorgen, daß der Leistungsfähigkeit, daß sie von Wirtschaft und Industrie ihrem wissenschaftlichen Bereich, der „geistigen Leistung für Deutschland“ entfernt werden. Und wir müssen leistungsfähig dafür sorgen, daß der Leistungsfähigkeit, daß halbschulische, halbschulische Kandidaten sich einbilden, Gelehrte zu sein, wie dies ja viele sogenannte Sachbearbeiter leider allzu häufig tun.

Geist werden es nicht gerade die besten Kräfte sein, die sich von wirtschaftlichen wissenschaftlichen Leistungsweltstreben Degenerationen aufbauen lassen, aber nun, da die Ausnahme schon fast zur Regel geworden ist, — da ein Student schon als Sonderling gilt, wenn er außer seinem Fach noch „Nebenfächer“ betreibt, muß der Verfallung des Studiums ein für allemal ein Regel vorgeschoben werden, ehe es zu spät ist.

Untere jungen Akademiker mögen sich gelassen lassen, daß jeder geistig Tätige, der sich nur mit seinem Spezialfach beschäftigt, über kurz oder lang zur Sterilität verurteilt ist. Dies ist mit ein Grund, warum große, epochemachende Erfindungen und Entdeckungen stets und in alten Zeiten fast ausschließlich von „Neben“-Leuten gemacht wurden, denn nur die Wissenschaftler, die „Neben“-Leuten verfallen dem tätigen Geist diejenige schärfste Quelle und diejenige Fähigkeit und Beweglichkeit des Geistes, deren das Genie zur Hervorbringung außerordentlicher Leistungen bedarf.

Schuh-wollen Collant





Ein grauenvoller Anblick bot sich uns in Lembergs Gefängnis Brietki. In Zimmern und Kellern türmten sichberge von Leichen der auf die grauamte Weise blutgeschlehten Ukrainer und Gegner des Sowjetregimes. In den engen Räumen wurden sie zusammengepfert und dann von den bolschewistischen Mördern durch Laken und Fenster zusammengeschossen

ff-PK. Am 29. Juni, gegen 9 Uhr abends, bezogen nach 25stündigem Gewaltmarsch deutsche Truppen ihre Ausgangsstellungen nordostwärts Lembergs und stießen noch in derselben Nacht gegen die Stadt vor. Nur wenige Gefangene haben sie einbringen können, so erbittert war der Kampf um das Vorgelände. Eine kauka-

ischen zu Leibe gegangen. Die Besatzungen sind verbrannt oder haben sich auf der Flucht durch das hohe Getreide Gassen gebahnt, bevor sie im freien Gelände vom Schicksal eingeholt wurden. Wie das Maschinengewehrfeuer der deutschen Gebirgsjäger sie niedergeworfen hat, so liegen sie auf den Feldern und in den Gräben, und kaum einer von ihnen ist entkommen.

Die Flucht der Sowjets war so vollkommen, daß die Stadt selbst ohne einen Schuß in die Hände der deutschen Truppen fiel. So waren unsere Soldaten zum zweitenmal in der Stadt und machten sich fertig zum Siegesmarsch durch die Straßen. Bis zur Zitadelle hinauf war der Jubel der Bevölkerung hörbar, die als eine doppelte Mauer die Straßen umsäumte und jeden Soldaten mit Rufen Händeklatschen oder auch Blumen begrüßte, von denen niemand wußte, wo sie so

# Erlösung in LEMBERG



Draußen stehen die Frauen, um Gewißheit über das schreckliche Ende ihrer Männer zu bekommen



In der ersten Freude über die Erlösung hat die Bevölkerung Lembergs in ihrer Wut über die erlittenen Greuelthaten die Standbilder der bolschewistischen Machthaber von ihren Sockeln gerissen

rasch herkamen. Vor wenigen Stunden noch hatten diese Menschen in den Kellern gesessen, aus Angst vor den Bolschewisten, deren Führer aber, die politischen Kommissare, schon am zweiten Tag des Krieges aus der Stadt geflohen waren. Sie hatten jedoch nicht versäumt, ihren Mordbanden von Juden und Bolschewiken noch die üblichen Aufträge zu erteilen. In den Gefängnissen der Stadt stapeln sich die Leichen „verdächtigter Ukrainer“, die auf unbeschreibliche Weise ermordet wurden und deren Zahl nach flüchtiger Zählung über 4000 beträgt.

Dieses Andenken haben die Bolschewiken nach zweijähriger Besatzungszeit der Stadt hinterlassen, und es gibt dort niemanden, dem man über den Bolschewismus noch etwas erzählen könnte. Es sind nicht nur Ukrainer, die den deutschen Truppen jubeln, sondern auch Polen unter ihnen, die den Einzugs deutscher Soldaten in Lemberg als das Ende einer langen Leidenszeit begrüßen.

ff-Kriegsbericht Paul Korbjuhn



Auf: ff-PK. Hummel (2), Thiele (2), Roth (2) in der Hinrichtungszelle eines der 5 GPU-Gefängnisse in Lemberg fand der Kriegsbericht des Henkerkell

sische Gebirgsdivision stand ihnen gegenüber und hat gekämpft bis zum letzten Mann. Bolschewistische Panzer hatten einen Halbkreis um die Stadt gebildet, und der Gegner hatte gedacht, daß sie jedem Ansturm gewachsen sein würden. Jetzt liegen sie ausgebrannt im Gelände, mit schwerer Flak und Feldhaubitzen, mit Sprengladungen und brennenden Benzinankistern sind die Gebirgsjäger



Mit der Bestattung der Leichen gaben sich die Mörder keine große Mühe. Sie wurden meist verscharrt oder zugemauert, wo sie gerade lagen. Keller wurden aufgeschoben, als waren meist bis zur Decke hoch mit Bergen von Leichen gefüllt. Hier sind Juden im Hofe eines Gefängnisses damit beschäftigt, die unglücklichen Opfer der GPU zu hängen. — So entsetzlich ist die Atmosphäre, daß die Kameraden zur Gasmaske greifen mußten. Keller der Hotelgassen wird diese Stunden je vergessen



# Für die Waffen-44



## 44-Männer gegen Sowjet-Elite

ff PK. Ostfront, August 1941.

Als die große Schlacht im Raume von Uman geschlagen wurde, sind wir dabei gewesen. Wir haben den blitzschnellen und vernichtenden Schlag der deutschen Truppenführung gegen einen an Zahl weit überlegenen Gegner in Vorbereitung und Durchführung miterlebt. So hat sich alles vor unseren Augen abgespielt, und die Männer unseres ff-Regimentes haben zusammen mit den Kameraden von der Wehrmacht ihren Anteil gehabt an der Vernichtung eines Feindes, der, dem deutschen Druck von Westen weichen, seine ganze Kraft auf unseren Abschnitt konzentriert hatte, in dem verzweifelten Versuch, der tödlichen Umklammerung zu entgehen und unsere Linie zu durchbrechen, um die rettende Rückzugsstraße zu erreichen.

Wir standen am frühen Nachmittag des ersten Kampftages kurz vor Swardnowo, einer weit verzweigten Ortschaft, die der Gegner im Laufe des Vormittags im Gegenstoß unter blutigsten Verlusten wiedergewonnen hatte. Unsere 1. Kompanie wurde zum Gegenangriff eingesetzt mit dem Befehl, den Ort wieder zu nehmen. So tasteten sich die Männer in der Deckung von Geschützen an die ersten Häuser des Ortes heran und gingen dann zum offenen Angriff über. In schwerstem Abwehrfeuer erreichten sie unter Verlusten die kleine Brücke in der Dorfmitte und gewannen sie in rührenden Nahkämpfen.

Aber das war erst das Vorspiel. Der Feind war in den tödlichen Kreis zurückgedrängt worden, aber er war noch bei Kräften, obwohl er allein im Dorf über hundert Tote zurückgelassen hatte. Er würde wohl nach seiner Art das erste Licht des nächsten Tages abwarten und dann wiederkommen. Inzwischen hatte das nachrückende Bataillon den Ort passiert und Verstärkung gebracht. Die Kompanien gruben sich auf der südlichen Höhe ein. Der Bataillonsgefechtsstand war im Garten eines zerschossenen Gehöftes untergezo-gen, das Wohnhaus war angefüllt mit toten Sowjetsoldaten, die hier als letzte Verteidigungslinie von den Geschützen und Maschinengewehren der Deutschen niedergemäht worden waren und sich als Schwerverwundete in dieses Haus zurückgezogen hatten, um dort zu sterben.

Dann brach die Nacht herein. Das Dorf lag unter dem Feuer der eingeschlossenen Sowjet-

artillerie. Es brannte an allen Ecken, als wir es noch einmal durchstreiften. Der Gegner hatte seinen Ausbruchversuch mit ungeheuren Opfern bezahlt. Die toten Sowjetsoldaten lagen in den Straßengräben, in den Häusern und Gärten in großen Versammlungen und schichteten sich an der Brücke zu wahren Leichenhaufen. Viele von ihnen hielten noch das automatische Gewehr in der erstarrten Faust oder umklammerten, von der Wucht der tödlichen Kugel in seltsame Stellungen zurückgeworfen, mit lehmgrauen Händen zwei Handgranaten.

Eine Division Stalingardisten und ein Bataillon Stalin-Kriegsschüler aus Moskau sind an diesem Tage gegen uns angerannt, und die hier lagen, hatten zu kämpfen und zu sterben verstanden, wenn auch alles sinnlos gewesen war. In der Nacht begann es zu regnen. Wir lagen schlafend unter unseren Mänteln im Garten und erwarteten erst, als die Nässe unsere verschmutzten Uniformen durchdrang. Wir trug-

den die toten Sowjets aus dem Haus, schleppten frische Graben von den Feldern heran und legten uns zu neuem Schlaf nieder, bis in der zweiten Morgenstunde der Alarm kam. Die Stalingardisten und die jungen Kriegsschüler hatten sich wieder gesammelt und wollten es noch einmal versuchen. Nun gut, sie sollten nur kommen.

Das Vorgelände, über das sie ihren Angriff vortragen mußten, war flach, nur von zwei Mulden durchzogen, von denen die zweite dicht an unseren eigenen Linien lag. Sie meinten wohl, daß sie zunächst einmal in den toten Winkel der ersten Mulde stürmen würden. Dann hieß es, daraus hervorzu-brechen und nach 300 m atemlosen Laufes in die Deckung der zweiten Mulde zu kommen. Sie meinten, daß sie von hier aus in raschem Anlauf durch unsere Linie brechen könnten und dann wieder in das Dorf hinein und hinüber über die rettende Höhe, die vor ihren Augen stand, als letzter Weg in die Freiheit.

## Neue Wellen von Stalingardisten

So kamen sie denn im Morgengrauen aus den Wäldern hervor, und man merkte ihnen an, daß sie sich viel vorgenommen hatten und daß es unter ihnen wohl auch Männer gab, die sich sagten: Die Höhe oder der Tod. Unsere Maschinengewehre letzten in sie hinein. Die erste Welle erreichte die Mulde nicht, aber immer neue Wellen quollen aus den Wäldern hervor, sie schienen kein Ende zu nehmen, gingen fast aufrecht und in dicken Reihen und nahmen kaum Deckung. So hatten viele von ihnen schon den letzten Atemzug getan, bevor die ersten die schützende Mulde erreichten. Sie führten schon einen seltsamen Krieg, und es schien ihnen genug zu sein, wenn ein Drittel der Stürmenden die zweite Mulde erreichen würde. Nach kurzer Atempause brachen sie wieder aus ihrer Deckung hervor und machten sich auf, um die zweite Mulde zu erreichen. Unsere MGs peitschten wieder in ihre Reihen, und sie fielen wieder wie das Korn vor der Sense. Aber es waren ihrer so viele, daß sie mit einigen hundert Männern auch die zweite Deckung erreichten, um dort Atem zu schöpfen für den großen Sturm durch unsere Linie. Und dann setzten sie zum letzten großen Angriff an, der sie bis auf die Höhe jenseits des

Dorfes tragen sollte. Sie stürmten aus der Mulde auf uns zu, jetzt geduckt und rasch. Unsere Männer ließen sie nahe herankommen und zogen dann den Abzug durch. Und dann eröffneten unsere Infanteriegeschütze das Feuer, als sie über die letzte Höhe kamen und direkter Beschuß möglich wurde. Sie kamen in verzweifelter Entschlossenheit alles was ihnen egal, ihre Sinne waren getrübt durch scharfen Schnaps. Wir können diesen Gegner nicht verstehen, und manch einer von uns mag, als alles vorbei war, den Kopf geschüttelt haben über so viel Sinnlosigkeit. Die Gedanken und Handlungen dieses Feindes kommen aus einer uns so fremden Welt, und viel von dem, was sie tun und getan haben, trug wohl schon von Anfang an den Kern der Vernichtung in sich. Man hat diese Soldaten nicht wie Menschen leben lassen, und so starben sie auch wie Tiere, klaglos, ergeben und ohne einen eigenen Willen. Der Politruk hatte ihnen gesagt, daß sie die Höhe erreichen mußten. Nun gut, characho. Über den besten Weg zu ihrem Ziel denken sie nicht nach. Ging es schief, so war das eben Schicksal. Aber gekämpft haben sie, (Fortsetzung auf Seite 6)

## Kleine Träumerei im Walde

ff-PK. Man liegt im Walde. Im russischen Walde. Warum soll man nicht? Das Wetter ist sonnig, und die Welt, soweit man sie sieht, ist grün und blau. Irgendwo singt ein Vogel, ganz hell und fröhlich. Ach, was für ein armer Mensch ist man, daß man die Vogel nicht an ihrer Stimme erkennt. Was kann es für einer sein? Sicher so ein kleines, warmes Kerlchen mit seidigem Gefieder. Ich sehe förmlich, wie er das Schnäbelchen öffnet und zumacht im Rausch seines Gesanges. Das heißt, ich sehe es natürlich nicht. Denn ich kann es nicht sehen. Ich liege hinter einem grauen Stein, meine rechte Hand ist verdreht und meine Knie liegen schwitzend beieinander. Aber das ist unwichtig. Wichtig ist, daß eine Ameise über den Stein läuft. Sie hat es eilig. Komisch, wie eilig es alle Ameisen haben. Ich kann über diese Eile lachen. Denn ich habe es gar nicht eilig. Alles, was ich tue, ist, ein wenig über diesen Stein hinwegzusehen oder auf den Wald und auf den Himmel, der voll ist von kleinen Wölkchen, die tun, als ob sie eine Art Versammlung bilden oder einen Aufmarsch. Aber mir scheint, sie haben nichts Rechtes und Ernstes vor. Sie tun nur so. Sie spielen. Und in ihrem Spiel sind sie märchenhaft. Und weil man Märchen liebt, liebt man wohl auch Wolken. Oh, ihr Wolkenmärchen, die ihr Verächter der Zeit seid, ich, ihr spüre es, daß euch Minuten und Sekunden nichts sind. Und indem ich auf euch sehe, zähle ich ebenfalls die Minuten und Sekunden nicht mehr. Es ist, als kände die Zeit still. Welche Erhabenheit liegt in diesem Gedanken, die Zeit in sich anzuhalten! Nichts regt sich mehr, und der Traum der Träume kommt. Und eine schlafrige Stimmung, die wie ein großes Meer ist, das von den sonderbarsten Gedanken im Sturm durchfahren wird. Meine rechte Hand schmerzt auch nicht mehr. Doch in aller Schlaftrigkeit spüre ich Metall am Finger, das Schloß der Maschinenpistole — es ist eine bewaffnete Müdigkeit, und ich weiß schon, daß der Traum sterben wird, der Traum, der mich verbrüdernd will mit dem Gesang eines Vogels, mit dem Geheimnis der Ameisenkette und mit den Märchenwolken.

Putsch! Ah, ich habe wohl einen Fuß zu weit hinausgestreckt. Häßlich gilt es durch meinen Traum. Und wichtiger als Wolken und Waldgrün wird mir wieder der Stein vor mir, und die Zeitlosigkeit aller Träume duckt sich vor einer einzigen Sekunde, weil sie auf einem Gewehrscuß daherreitet.

## Die Zone vor dem Tod

Und man sieht nach links und man sieht nach rechts. So tief liegt man, daß Moos und Gras selbst wie ein Wald aussehen. Und man sieht auch die Kameraden neben sich und weiß, was geschehen ist: Wir sind weit vorgestoßen in die Waldlinie der Bolschewiken, vorbei an ihren unterirdischen Löchern, bis der Schußhagel einsetzte, und plötzlich spielten Steine, Erdhügel und Mooswüste die Hauptrollen. Man sieht auch, daß einige vor uns keine Stein- und Erdeckungen mehr nötig haben. Im Hinstürzen erkannte man mehrere kleine, blaue Flämmchen. Ja, wir kennen sie schon, die automatischen Gewehre, die sie aus den unkenntlichen Waldbunkern hinausstecken und abdrücken. Nun lauern sie auf eine unvorsichtige Bewegung. Aber alles ist erstarrt. Merkwürdig, wieviel Neugier man in solchem Falle aufbringt und wieviel Lust zum Fabulieren. Jene Zone kurz vor dem Tode hat keinen Eis-Atem, nur eine kleine Neugier und keine Bilder, einen Wolkenshimmel beispielsweise, einen hastigen Ameisenlauf und den Gesang eines Vogels. Jeder Atemzug aber ist eine unbesiegbare Hoffnung. Und waren nicht Kameraden hinten? Sicher und gewiß!

Man sah nach rechts. Da lag die Stadt in der Sonne, jene hartumkämpfte Stadt in Karelien, da lag eine Ebene im Licht.

Wumm! Ein Einschlag vor uns! Der schlafrige Traum zerplatze. Der Vogel flog weg! Der Himmel war leer! Unser Granatwerfer! Wir schrien es uns zu von Deckung zu Deckung. Die verkrampte Hand wollte nach vorn. Die Maschinenpistole lugte über den Stein. Nun schossen wir wieder. Der Tod stellte sich auf das andere Bein und drehte uns den Rücken zu. Der Bunker schwieg. Einschlag auf Einschlag prasselte auf seinen bemosten Buckel. „Woran hast du gedacht“, fragte ich einen, „als du mit der Schnauze im Dreck lagst?“ „Ah an nichts Besonderes!“

Sie schweigen von ihren Träumen —

ff-Kriegsberichterstatter Herbert Reinecker



Zeichnung: ff-PK Spahn

Sturmgeschütze öffnen den Weg in den Feind



# Die Grundlagen der Bürokratie

Wer den Lauf unserer staatlichen und volkswirtschaftlichen Entwicklung mit wachsendem Blicken verfolgt, hat sich heute zu einer schwerwiegenden Erkenntnis durchgerungen. Sie lautet: Wenn in einer übersehbaren Zukunft im Deutschen Reich und im deutschen Volk überhaupt etwas „schief gehen“ kann, dann trägt die Schuld daran allein eine gewisse Bürokratisierung unseres Daseins, die Verküsterung mancher Organisationsformen, die in ihrem wild wuchernden Gewebe die wirklich lebendigen Kräfte ersticken, die Initiative lähmen und die Verantwortungsreihe abtöten könnten.

Die Bekämpfung der Bürokratie ist also eine Aufgabe, die jeden angeht. Sie ist es um so mehr, als man sie — entgegen einer weitverbreiteten Fehleinschätzung — schwerlich von oben her „abschaffen“ kann. Mahnungen und Erlasse fruchten hier wenig. Einem Bürokraten die Aufgabe bürokratischer Geflochtenheiten und Denkwesen nahelegen, das ist ein ebenso aussichtsloses Unterfangen, wie wenn man versuchen wollte, einer Schildkröte das Fliegen beizubringen.

Wenn einem Zeichner die Aufgabe gestellt ist, einen Bürokraten zu zeichnen, so wird er einen ganz bestimmten Typ auf die Beine bringen. Wir alle kennen diesen Typ, wir kennen ihn bereits, ehe uns die Rassenlehre den Schlüssel zur Menschenkenntnis in die Hand gab.

Heute aber wissen wir: der Bürokrat ist der Vertreter eines ganz bestimmten Rassenbildes. Er entsteht überall dort, wo das geistig unregelmäßige, unterwülfte, aber fleißige und auf Lebensversicherung bedachte ostische Element sich mit der Beharrlichkeit des fälischen oder des Führungswillens des nordischen Menschen verband. Hier haben wir den knollnäsigen, rundschädelligen geborenen „Untergebenen“, der jedem Herrn, aber keiner Sache dient; und dort den spitznäsigen, meist hinterkopflösen Fasnadenmenschen, den geborenen „Vorgesetzten“, dessen scharf ausgeprägtes Vorwärtum auch immer nur dem eigenen Vorwärtskommen verhaftet ist.

engen Schreiftisch aus mitwirken zum Beten des großen Ganzen! Ich freue mich über jede Verantwortung, die ich tragen darf und die mir Gelegenheit gibt, Mut und Umsicht zu beweisen. Ich will lieber dreimal etwas Falsches als einmal gar nichts getan haben! Ich will lieber dreimal eine Zigarre als das Lob der Unaufrichtigkeit einstreichen!

Wo aber ein Vorgesetzter von der anderen Art ist, dort werden sich die passenden Untergebenen um ihn scharen, sie werden einen Wall von Bestimmungen und Vorschriften um sich errichten und jeden Angriff selbständig freien Denkens und verantwortungsfroher Initiative mit verbissener Zähigkeit abwehren.

Dann wäre also der Stein der Weisen gefunden, und es würde genügen, überallhin nur die richtigen Vorgesetzten zu setzen? Leider

nein. Denn weder haben wir solche Vorgesetzten in genügender Zahl, noch fänden sie, wenn sie auch da wären, die vielen tüchtigen Untergebenen. Denn das System der Auswahl und Heranbildung, wie es seit Generationen vor uns gehandhabt wurde, förderte ja gerade den Bürokraten und bereitete der eigenwilligen Persönlichkeit solche Hindernisse, daß der schöpferische Idealist sich mehr und mehr anderen Berufen zuwandte, wo er seine Fähigkeiten freier entfalten durfte. Erst im Zuge der nationalsozialistischen Revolution ist wieder frisches Blut in die Verwaltungsorganisationen eingedrungen. Aber nach dieser revolutionären Durchlöcherung des Auslese- und Beförderungsprinzips haben sich oft die Lücken wieder geschlossen, ohne daß bislang das alte System durch ein neues ersetzt worden wäre.

## Das positive Beispiel

Wir sehen aber am Beispiel der Wehrmacht und der Waffen-SS, daß es durchaus möglich ist, den Nährboden für den Nachwuchs nach Rezepten zu bereiten, die eine Festsetzung des bürokratischen Bazillus unmöglich machen und auf schöpferische Kräfte geradezu magnetische Anziehungskraft ausüben.

Im deutschen Offizierskorps ist in jahrhundertlanger Entwicklung ein fest umgrenzter, sogar rassistisch genau zu bestimmender Menschentyp entstanden, der nach seiner Läuterung in schwersten Kriegen und Nachkriegsjahren heute die höchsten Proben der Bewährung ablegt. Dieser Typ hat mit der Stellung, die das Heer im Volke und zum Volke einnahm, seine Wandlungen erfahren. Auch er hatte seine Zielbedingen, wenn auch nur äußerlichen Mangelerscheinungen.

Der schnoddrige Simplitzissimus-Leutnant der ausklingenden Feudalzeit mußte ebenso verschwinden wie der bebrillte Einjährig-Freiwillige. Aber im Grundsätzlichen hat dieser Typ sich treu bleiben dürfen, er wurde in der nationalsozialistischen Wehrmacht nur auf eine breitere Nachwuchsgrundlage gestellt. Er zog alle Menschen mit ausgeprägten Führereigen-

Vorschriften, an die Vorgänge und Vorbilder, an die ständige Praxis klammern und jede eigene Initiative, jeden freien Entschluß sorgsam unterlassen.

Das bedeutet, daß in weiterer Folge: er wird nicht dulden, daß seine „unteren“ Sachbearbeiter eine Sache anderswo anpacken als nach Schema F. Denn er wird weder die Gründe einer anderen Handlungsweise kennen, noch wird er ihre Folgen übersehen. Wohl kennt er auch die Folgen nicht, die eine Entscheidung nach Schema F im Einzelfall nach sich ziehen kann. Sie dürfen ihm aber auch gleichgültig sein, da er in jedem Fall gedeckt ist, wenn er sich an den Buchstaben hält.

So kann selbst ein tüchtiger, befähigter Mensch, der gar nicht das Zeug zum Bürokraten in sich hat, allein durch falsche Erziehung, durch Unterbewertung des wichtigsten Erziehungsfaktors: der Erfahrung, zu einem Kristallisationspunkt der Bürokratie werden. Gewiß wird er im Einzelfall, wenn er eine echte Führerpersönlichkeit ist, wenn er eine gestetzte hat, die ihn von seinen Hemmungen befreien, zu einer hohen Auffassung seines Amtes und seiner Pflichten durchstoßen können. Wir meinen auch: an einem geborenen Nationalsozialisten kann auch die schlechteste Erziehung nichts verderben. Aber derartig glückliche Wendungen müssen nicht die Regel sein.

Auch die Forderungen, die an den Beamten gestellt werden, müssen — genau wie beim Offizierskorps — typenbildende Kraft haben. Auch er muß sich unter allen Umständen von unten herauf nach oben hin bewähren. Die Entscheidung darüber, ob einer „unten“ bleibt oder „höheren“ Zielen zustreben darf, mußte erst während und nach der praktischen Bewährung erfolgen.

## Von der Pike auf

Der junge Beamtenschüler mußte seine Eignung zum Volksbetreuer bewiesen haben, er mußte seine Rekrutenzeit dort erleben, wo das Leben am dicksten ist. Denn Lebenskunde und Lebenserfahrung sind auch für seine künftige Lebensarbeit ungleich wich-



## Eine Rassenfrage

Die Geburt des Bürokraten aber vollzieht sich in allen Volksschichten und keineswegs in den Ämtern. Das heißt also, daß der zum Bürokraten geborene Mensch erst den Nährboden finden muß, auf dem er seine bürokratischen Eigenschaften entfalten kann: seine „Radiärenatur“ (nach oben buckeln, nach unten treten!), seine ausdauernde Zielstrebigkeit nach materieller Sicherung, seine Scheu vor Initiative und Verantwortung, die er als lästig empfindet, weil sie nichts einbringt und nur die Gefahr des Rüfelfs, des Sichunliebsamharmachens in sich schließt. Wer also den Bürokraten unschädlich machen will, muß ihm den Nährboden entziehen, da er ja die Geburt des Bürokraten, des Menschen selbst schwerlich verhindern kann.

Daher die Forderung: die Bürokratie muß von innen heraus bekämpft und aufgelöst werden. Das ist sowohl eine Frage der Menschenführung wie der Menschenansiele.

Zum Thema Menschenführung sagt der Volksmund: Wie der Herr, so's Gescher! Der Satz bestätigt sich in allen Amtsstüben. Wo ein Vorgesetzter ist, der mit Freuden die Last der Verantwortung trägt, der eigene Initiative entfaltete, der die Forderung kennt, die nicht nur der Gotze Vorschrift, sondern das Volksschicksal, die politische Aufgabe, das weltanschauliche Maß an ihm stellt, dort gedeiht auch der bürokratische Untergewächs nicht. Er fühlt sich nicht wohl an seiner Krippe, wo es alle Tage neue Überwachungen gibt, wo man sich nicht damit begnügt, daß er die Gebetmühle der Paragrafen herunterhastet, wo man von ihm verlangt, daß er eigene Gedanken wälzt, die sich nicht auf Formulare finden, wo man ihm, Gott behüte, eine eigene Verantwortung aufhalsst. Er wird schleunigst in die berühmte „andere Abteilung“ fliehen, wo ein „besseres Arbeiten“ ist. Und an seine Stelle wird der kleine Mann treten, dessen Ehrgeiz nicht nur im „schnellen Vorwärtskommen“ ruht, sondern in dieser eigenen Lebensauffassung: ich will auch an meiner kleinen Stelle, von meinem

**Ein kranker Zahn**  
kann den ganzen Körper vergiften.  
Grund genug,  
um es nicht dazu kommen zu lassen.

**Chlorodont**  
weist den Weg zur richtigen Zahnpflege.

schaften an, die bereit waren, bis zum höchsten Einsatz bedingungslos der Sache zu dienen und das eigene Ich hintanzustellen. Und in dem Maße, in dem man von ihm Verantwortungsfreude, eigene Entschlüsse, rasches Zutun, selbständiges Handeln und beispielhaftes Vorleben forderte, ihm keine goldenen Berge, aber hohe Ehre, viel Gefahr, aber nur bescheidene materielle Aussichten bot, wurde der aktive Offizierstand von bürokratischen Elementen gemieden.

Aber der Menschentyp allein verbürgt noch

## Die beiden Laufbahnen

Unter einer solchen Führung bietet sich der militärischen Abwandlung der Bürokratie, dem sturen Kadavergehorsam, kein Lebensraum. Unter einer solchen Führung fühlt auch der kleinste Mann seine Kräfte wachsen. Er weiß, daß der stete Appell seiner Ausbilder und Erziehenden an seine eigene Verantwortungsfreude, sein eigenes selbständiges Handeln nicht bloß ein leeres Wort ist, das ihm über seine subalterne Stellung, über ein Nummerndasein hinwegtröstet soll.

Tausendfach haben in diesem Kriege unbekannte Soldaten in entscheidenden Augenblicken durch ihre Entschlüsse die Initiative an sich gerissen. In solchen Augenblicken hat man erkannt, daß es zwischen Führern und Geführten wohl die notwendigen Erfahrungsstufen, nicht aber menschlich-qualitative Unterschiede zu geben braucht.

Übertragen wir diese Erkenntnisse auf das zivile Dasein in den Verwaltungsmechanismen, so stoßen wir sehr schnell auf den entscheidenden Unterschied. Der Vorgesetzte hat für sich nicht von der Pike auf gedient. Wächst das Offizierkorps pyramidentgleich aus der breiten Grundlage des Soldatentums und des Unteroffizierkorps organisch und folgerichtig empor, so kranken manche Verwaltungskörper seit alters her an der strengen Unterscheidung zwischen „höherer“ und „unterer“ Laufbahn. Es sind zwei Welten, deren Trennung sich bereits im Kindesalter vollzieht. Früher hat gar der Geldbeutel des Vaters darüber entschieden, ob der Sohn ein „höherer“ oder ein „unterer“ Beamter werden sollte, heute dürfen wir annehmen, daß die Entscheidung mehr und mehr zu den eigenen Fähigkeiten der jungen Menschen hin verlagert wird.

Gesetzt aber den Fall, wir wären bereits so weit, und es würden also wirklich nur die Tüchtigsten und Fähigsten in die „höhere“ Laufbahn gelangen — dann gibt es immer noch keine Tüchtigkeit und keine Fähigkeit, die ausreichen könnten, die Erfahrung des Von-der-Pike-an-Dienens zu ersetzen.

und wir wissen, daß sie es oft genug getan haben. Solch ein Mann kann aber nicht nur befehlen, von solch einem Manne läßt man sich auch befehlen. Unsere Soldaten haben ihre Divisionsgenerale in den vordersten Linien kämpfen und befehlen gesehen, und sie wußten damit zweierlei: erstens, daß dieser Mann nichts befiehlt, was er selbst nicht durchzuführen bereit ist, und zweitens, daß dieser Mann auch befehlen kann, weil er aus eigener Erfahrung weiß, was man einem Untergebenen zumuten darf.

Der junge Jurist, der als Assessor in die Verwaltung übernommen wurde, riecht wohl ein wenig in den praktischen Dienst hinein, aber das ist für ihn, dem „zum Höheren Berufenen“, nur eine Gastrolle. Er ist bereits mit juristischer Weisheit vollgeproppert. Er fühlt sich dem unjuristischen Dasein, der Rechtslyrik des Volkes und der kümmerlichen juristischen Begriffswelt seiner unstudierten zeitweiligen „Kollegen“ bereits unendlich überlegen. Er kommt sich vor wie ein in die Volksschule rückversetzter Gymnasiast. Er wird nichts mehr lernen, auch wenn es für ihn noch manches zu lernen gäbe. Dann aber wird dieser junge Mann sehr bald Hilfsdezernent und Dezernent, nun ist er tatsächlich Vorgesetzter der in Ehren und Erfahrung ergrauten „unteren“ Beamten, Inspektoren, Oberinspektoren und Amtmänner, und wenn seine Tätigkeit sich auch darin erschöpfen mag, seinen Willhelm unter die von seinen Untergebenen vorbereiteten Akten zu setzen — er ist doch ihr Vorgesetzter, der diese Arbeit nach oben hin zu vertreten und zu verantworten hat.

Kein Mensch aber wird mehr verantworten als das, was er selber übersehen kann. Und was übersehen, was kennt, was weiß dieser Vorgesetzte? Er kennt die Juristerei von den alten Römern bis in die neueste Zeit, er hat zu Füßen der weisen Kommentatoren gesessen, er hat die neuesten Gesetze im Kopf und die Ausführungsbestimmungen im kleinen Finger. Er wird auch sorgsam herumhorchen, wie sich seine eigenen Vorgesetzten den letzten Schliff der Ausführung vorgestellt haben.

Aber das Leben, das da unten in Gestalt des sogenannten Publikums heranbraust und von den unteren Beamten abgefaßt und verarbeitet wird, das kennt er zumeist nicht, das ist eine fremde, unheimliche Materie, die auf der Hochschule nicht behandelt wurde und die man auch im zivilen Leben auf dem Schiffein der Besoldungsordnung und der Pensionsberechtigung sorgsam umschliff. Er wird sich ängstlich an die Paragrafen, an die

Hier als der ganze tote Wust haribackener juristischer Gelehrsamkeit, den die Hochschule in ihm hineintrichtert. Was er durch seinen Dienst von der Pike auf an Studiensemestern verliert, wird gewonnenes Leben sein.

Wir wollen demjenigen „der seine Eignung für die höhere Laufbahn, für den „Generalstab“ der Staatsmaschine in der Praxis bewies, sein Akademikertum, seine höhere Bildung gewiß nicht streitig machen. Aber es ist ja nicht das nicht Wissen, das den Akademiker ausmacht. Akademische Bildung genießen auch die Studierenden der technischen Hochschulen, genießt auch der Offiziersnachwuchs der Wehrmacht und der Waffen-*W.* Weshalb muß allein der höhere Beamte sich auf der Universität mit einem Ballast toten juristischen Wissens vollstopfen lassen, der ihm ewig hinderlich ist, weshalb sollte nicht auch er eine Bildung erwerben, die seine in der Praxis erprobten Fähigkeiten nicht verblödet und verschüttet, sondern weiterentwickelt?

Die Forderung nach dem sogenannten „Volljuristen in der Verwaltung ist ebenso fehl am Platze, als wollte man jedem Offizier den Besuch einer Handelsakademie auferlegen. Wenn einer einmal in der Heeresverwaltung diese Kenntnisse verwerten konnte. Der Jurist ist auch in der Verwaltungspraxis nur als Fachmann zu werten, der vielleicht da und dort einmal, aber, Gott sei Dank, nicht immer und überall gebraucht wird. Gebrauch überall und immer gebraucht wird allein der Mann, der das Leben meistert.

Sagen wir den jungen Menschen, daß es auch in der Beamtenlaufbahn keine Sicherung des Daseins gibt, die man sich nicht fortwährend durch Bewährung erkämpft. Sagen wir den jungen Menschen, daß sich die Tore der höheren Laufbahn erst nach der Bewährung öffnen können. Sagen wir ihnen, daß keiner in der unteren Laufbahn hängenbleibt, der durch Klugheit, Gefühlsicherheit, Mut und Verantwortungsfreude die Eignung für das Höhere bewußt! Dann wird der Bürokrat davor zu erschrecken, sich in einem Beruf einzunisten, der so „unsichere Chancen“ bietet. Dann werden aber auch unzählige junge Menschen, die diesen Beruf bisher gemieden haben, sich ihm mit Freuden zuwenden.







МАТНАС РАКОШИ

Mathias Rakosi, Volkskommissar der ungarischen Sowjetrepublik im Jahre 1940. Auf seinem Konto stehen unzählige Gewalttaten, die er später mit lebenslänglicher Zwangsarbeit bezahlen mußte.

**F**rüher stand Iwan Iwanowitsch manchmal still vor seinem Bild mit goldenem Rahmen, auf dem sich die Sonne im farbigen Glasfluß behaglich spiegeln konnte. Und in die graue Einsamkeit seines Lebens warf die leuchtende Rüstung eines Glaubenshelden ihren Schein. Väterchen Zar wohnte weit, und St. Georg ritt irgendwo im blauen Himmel. Aber er hatte noch seinen Acker hinterm Haus und seine Kuh im Stall und sonntags seinen Rubel in der Tasche. Aber eines Tages wurde alles anders. Die bunten Bilder verschwanden und mit ihnen mancher Nachbar. Väterchen Zar war tot, der Acker gehörte dem Staat, und die Kuh wurde weggeführt. Ein neuer Herr, mit dem nicht zu spaßen war, weil ihm die Pistole verflucht locker saß, der Kommissar, hängte neue Bilder auf und hielt einen Vortrag, daß diese Bilder die Märtyrer des Proletariates zeigten, die Vorbilder eines guten Kolchosbauern.

Und Iwan Iwanowitsch stand vor den neuen Märtyrern. Sie hatten keine goldenen Rüstungen an, und im Himmel konnten sie auch nicht reiten. Aber dafür trugen sie die Galgenvogelgesichter aus aller Welt, und wenn Iwan Iwanowitsch in seiner Einsamkeit gewußt hätte, was ein Verbrecheralbum wäre, er hätte die Gesichter dort nicht schöner finden können als an der Tafel des Herrn Kommissars, der erklärt hat, daß diese Männer sich für das große Arbeiter- und Bauernparadies geopfert hätten.

Und je länger Iwan in diesem Paradies leben durfte, um so besser lernte er ver-

so sehen  
sie aus,  
die Sowjet-  
Märtyrer



АНТОНИН ГРАМШ



Sie mögen durch die Retuschen noch so heidlich verschönt sein, die Sowjetmartyrer, die überall in den Schaukästen anhängen, immer wieder erkennen die deutschen Soldaten die bekannten Verbrechervorgänge der bolschewistischen Mörder und Saboteure, die in der ganzen Welt ihre terroristische Wahlarbeit verrichteten. Mit einer einmaligen Zuckung vertrieben die Sowjetbeschauer sogar viele von den „ironischen“, die auf ihren eigenen Befehl um die Ecke gebracht worden sind, als sie dem Krenel zu untergeben wurden.

Aufnahmen: H-PK, Roth (Associated Press) (1)

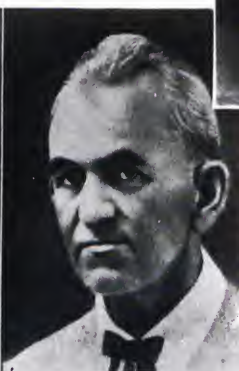
Bild im Kreis: Auch dieser verurteilte Held Antonin Gramsch, dessen unterirdisches Tätigkeitsfeld Italien war, wurde dem russischen Volk als Sowjetmartyrer hingestellt. Das kann sich diese intellektuelle Verbrechervorgänge weit über als „Martyrer“ vorstellen.



КАРЛ МЮНИХКРЕЙТЕР



УМБЕРТО ТЕРРАЦИНИ



ТОМ МУНИ

Bild links: Und dieser Genosse mit dem verschlagenen Blick, der als einer der Leiter des Schutzbundes für viele verbrecherische Anschläge im ehemaligen Österreich verantwortlich war, ist Karl Münichkreiter. Tief war die Trauer der Mörderkette in Mankau über das schnelle Ende dieses Verbrechens befristeten Wesens. Er wurde nämlich 1934 noch von der Schusswaffe-Polizei festgenommen und auf Grund des Urteils des Sondergerichts aufgehängt. — Bild unten: Umberto Terracini war einer der Leiter der Kommunistischen Partei Italiens, wo er auch heute noch im Zuchthaus von Civitavecchia die gerechte Strafe für sein Verbrechen absitzt. — Bild rechts: Und was würde wohl das amerikanische Volk dazu sagen wenn es nach Tom Mooney 7-jährigen brüchigen amerikanischen Revolutionär und skrupellosen Verräter, im Bande dieser Verbrechertaten finden würde? In der Unterecke steht er selber. „Mit wurde er zum Tode verurteilt, unter dem Druck des nachteiligen Protestes der Werkstätten wurde die Hinrichtung durch lebenslängliche Haft ersetzt. Am 1. Januar 1939 wurde Tom Mooney freigelassen.“ Es scheint also in den USA, für einen Sowjetmartyrer unter der Regierung Roosevelts der Weg vom Todesurteil zum Freispruch nicht schwer zu sein.



Aus der Internationale der Verbrecher: ein heuchlerischer Anführer, der in der UdSSR heilig gesprochen wurde. Hölleaussehender, giftig und blutig und ihnen die verurteilten Werkzeuge ihres Glaubens. Trotz dieser revolutionären Haltung ein trauriges Familienbild hingerichteter Brüder. Der Sauerbr auf dem Tisch sollte dieses Gräueltat dem russischen Bauern vertraut machen.

stehen, warum die Märtyrer heute just solche Gesichter tragen müssen. Aber er unterließ es mit der Zeit, darüber nachzudenken. Denn die Gedanken waren zu gefährlich. Denn Denken nimmt den Schlaf; wenn er aber des Morgens noch müde war und sich um zehn Minuten verspätete bei der Arbeit zum Kolchos, dann war für sechs Monate der Lohn hin, beim zweiten Male die Freiheit und beim dritten Male der Kopf weg.

Denn die neuen Märtyrer waren strenge Herren, und im Paradies zu leben, war genau so beschwerlich wie selbster für Adam und Eva vor dem Paradiese.

Als aber der Herr Kommissar flüchtig im Jahre 1941 das Dorf verließ, da blieben seine Märtyrer hangen an der Tafel, damit die deutschen Soldaten sich auch noch einmal erfreuen durften an dem Visagen dieser Verbrecher.



# Frl. Nichtverkäuferin bedauert...

„Liebes Schwarzes Korps!“

Es ist eine Siebzehnjährige, die uns schreibt. Gut so. Siebzehnjährige brauchen nichts alles zu wissen und dürfen fragen.

Ob sie Böhnen- oder Maiskaffee kriege, sei ihr fürchbar egal. Daß es z. Z. kaum noch dünne Strümpfe mehr gäbe, sei zwar bedauerlich, aber solange weiter nichts fehle, dürfe man zufrieden sein. Nur ein Kleid hätte sie gern gehabt. Das darf sie, denn sie hat Punkte.

Ich habe also die heiligen Hallen des Kleidergeschäfts im Hof, Berlin W 50, Tauentzienstraße 18. Der Empfang ist kühl. Ich hatte zwar nicht erwartet, daß die Leute mir um den Hals fallen würden, aber die Stimmung ist frostig. Ich trage möglichst bescheiden meine Frage nach einem Kleid vor. Werde auf die Sachen hingewiesen, die an einer Stange hängen. Ich durchwühle sie. Es sind Ladenhüter. Ich frage mit bescheidener Stimme, ob man nicht ein Kleid von den Fenstern. Und nun kommt die Antwort: Die Sachen sind sämtlich verkauft, leider! Ich hatte nun natürlich fragen können, seit wann man Kleider kaufe, ohne sie mitzunehmen! Aber ich wollte die Verkäuferin nicht noch mehr reizen. Ich empfehl mich. Schließlich gibt es noch mehr Läden als das Kleid im Hof.

In der Spiekerstraße 14 befindet sich Kurt Matzigs Kleidergeschäft. Im Fenster hängen hübsche Sachen. Natürlich, die kann ich noch nicht bekommen. Ich frage trotzdem, ob ich gehen könnte. Die Verkäuferin telefoniert gerade mit ihrer Freundin. Sie ist von meinem Besuch unangenehm überrascht und hängt ein. Ich habe inzwischen in der Nähe des Fensters ein hübsches Kleid entdeckt und tue ihr die Kund und zu wissen.

Die Antwort ist verblüffend: „Sachen aus dem Fenster können wir nicht verkaufen, das ist alles Dekoration. Sie müssen warten, bis umgeräumt wird.“

## Dekoration oder nicht?

Ich mache höflich darauf aufmerksam, daß das bewußte Kleid keineswegs im Fenster liegt. Die Verkäuferin sieht mich mitteilend und verärgert an und stellt fest, daß das Kleid ebenfalls zur Dekoration gehöre. Streiten ist hier zwecklos. Ich kenne nun noch von ihr zu hören, daß man ja so fürchbar gern allen Kunden gerecht würde, aber leider, leider... Dana verlasse ich den Laden.

Gut, denke ich, das war Pech. Dann läßt sich eben. Spar dein Geld, das ist auch gut. Und ich gehe weiter. Und wissen Sie, was dann geschah? Etwas sehr Komisches. Ich habe mir nämlich zu meinen Einkäufen unglücklicherweise die Zeit ausgesucht, zu der die Juden kaufen. Das lag am Schluß meiner Bürozeit, an allem möglich, ich weiß nicht, warum noch.

Jedenfalls komme ich zum Prager Platz und sehe dort auf einem Obstkarren Äpfel liegen, lockere, rotwangige Äpfel. Auf meine Frage, was das Obst kostet, bekomme ich die knurrige Antwort: Sind Sie Amerikaner? Da ich nicht mit dem Davidstern behaftet bin, nicke ich höflich. „Dann kann ich Ihnen nichts verkaufen. Jetzt dürfen nur die Juden kaufen.“

Komisch, nicht wahr? Das dachte ich auch. Ich hatte keine Lust, mich mit der Frau zu zanken, aber ich fand es doch etwas völlig. Der Sinn der Verfügung, daß Juden nur zu einer bestimmten Zeit kaufen dürfen, ist sicher nicht der eines Privilegs.

Ich bin ein Mensch mit Humor und nicht leicht in Raserei zu versetzen. Ich beuge mich eilends Fußes in ein Schokoladengeschäft. Ich sehe sehr leckere Pralinen und freue mich, daß ich unter achtzehn bis und noch auf meine Karte etwas Süßes bekomme. Ich bekomme es aber nicht. Auf meine Frage, ob sie Konfekt auf Karten haben, bekomme ich ein Nein zur Antwort. Nähere Erklärung fehlt. Ich frage auch nicht weiter. Man muß nicht so viel fragen.

Soo, nun bin ich fertig. Sie werden erleichtert aufatmen und sagen: Gott sei Dank, das Gemerker ist zu Ende. Aber ich wollte nicht meckern. Ich wollte nur anfragen, ob das unbedingt nötig ist. Sehen Sie, mir ist das alles ziemlich egal, aber es gibt Frauen, deren Söhne und Männer im Felde sind und die tagtäglich vielleicht schwer arbeiten müssen. Wenn es

denn dann passiert, daß man ihnen Ware mit fadenscheinigen Gründen vorenthalte, ist es unbefriedigend behandelt, so können ihnen die Nerven durchgehen und sie werden verärgert und unwillig. Das könnte ich verstehen. Was nicht da ist, kann man auch nicht kaufen, das ist logisch. Aber was da ist, und nur nicht verkauft werden will, was ist damit —?

Das junge Fräulein Hannele, das in einem so beneidenswerten Alter eines so beneidenswerten Stillschreibers, hat es gut. Sie darf ein ganzes Fragenbündel aufwerfen, ohne daß man ihr in die Parade fährt: „Menschenskind, Sie ham wohl nicht bemerkt, daß wir Krieche ham!“

Sie würde in ihrer Naivität einfach antworten: Was haben Unhöflichkeit, verführte Mißachtung der Gesetze und unverhüllter Schwindel mit dem Krieg zu tun? Sie ist noch nicht so abgestumpft wie die Hausfrau und Mutter als Käuferin, die sich schon dann gewöhnt hat, daß man sie oftmals als lästige Blätterlein behandelt. Aber sie hat recht, wenn sie meint, daß gerade die Mütter und berufstätigen Frauen ihre Nerven für bessere Dinge brauchen als für den Ärger, den sie alle

Tag in sich hineinpressen sollen. Man wird ihren Fragen nicht länger ausweichen können.

Wie sie denkt, denkt ja das ganze Volk. Zumindest das Volk der Käufer. Zumindest denken so die Käufer, die gewohnt sind, mit Geld zu kaufen und nicht mit Dingen, die dem Verkäufer gegenwärtig begehrenswerter erscheinen.

In diese Rubrik gehört auch die Geschichte von der Ware, die zu gewissen Tageszeiten an den Juden verkauft wurde. Sie ist so glaublich sie ist — man hört sie nicht das erstmal. Sie findet auch nicht immer unmittelbare Erlösung durch die verdiente Mauschelle. Es ist älteste Judenweisheit, daß Frechheit ist. Sie zahlen andere Preise als der Deutsche, und sie geben zum Geld noch einiges dazu. Eine Hand kann nicht so drecksig sein, daß sie die andere nicht wüsche. Und unter Schiebern ist der Jude der sicherste Kunde, weil er das Maul hält.

## Ein echter Streitfall

Wer nun in so eine Schweingelei tritt und sagt es nicht, macht sich nicht schuldig. Wer es sagt, hat die Gewähr, daß der Jüdling zum letztenmal verkauft. Nicht nur an die Juden, auch an die Deutschen.

Wir haben diesen Fall vorweggenommen, er liegt abseits der Dinge, die man sich streiten konnte. Er ist nur kriminell zu werten, ansonsten uninteressant. Die Sache mit der sogenannten Ausstellungs- oder Dekorationsware ist ein echter Streitfall, sogar einer mit allem Drum und Dran.

Vor einiger Zeit weigerte sich eine Verkäuferin in einem Berliner Schmuckgeschäft, einen Schirm, der im Schaufenster stand, zu verkaufen. Der Kunde entwickelte eine erfreuliche Hartnäckigkeit, und so kam es zu einem Gerichtsurteil. Der Richter belegte die Verkäuferin, besser Nicht-Verkäuferin, mit der kräftig fühlbaren Geldstrafe von 150 RM. Die Verkäuferin mußte den Schirm verkaufen, sagte er. Er mußte spätestens beim nächsten Dekorationswechsel geliefert werden. Ist die angegebene Ware nicht lieferbar, so muß das Angebot am dem Schaufenster entfernt werden. Die Ankündigung im Schaufenster muß u 5 währ sein. Wird mit diesem Grundsatz Mißbrauch getrieben, so muß man energisch einschreiten.

Das Urteil war eine Freudenbotschaft. Die Berliner bewaffneten sich mit den Zeitungen, die es abgedruckt hatten, und gingen einkaufen. Manchmal mit, meist ohne Erfolg. So die Erfolglosen mit Berufung auf das Urteil Anzeige erstatteten, erhielten sie eine Auskunft mit

einem Hinweis auf eine Anordnung der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel, die folgenden Wortlaut hat:

„Es empfiehlt sich, Kaufinteressenten im Verkaufsgespräch darauf hinzuweisen, daß Schaufensterstücke erst bei Dekorationswechsel verkauft werden. Etwas Kaufwünsche können vorgemerkt und später kommende Interessenten an Hand eines Vorkerbums unterrichtet werden.“

Die Beschwerdeführer erhielten weiter: „Das von Ihnen erwählte Urteil des Amtsgerichts Berlin wird dieser Rechtslage nicht gerecht und kann bestehende Verwaltungsanordnungen nicht beseitigen.“

Hier steht also ein Gerichtsurteil gegen eine bestehende Verwaltungsanordnung! Nun, eines steht fest: das Urteil — obwohl es stark umstritten ist — ist klar und unmißverständlich. Sein Gegenstück aber, die besagte Verwaltungsanordnung, kann nur irrtümlich so benannt sein, denn es hat noch niemals eine Verwaltungsanordnung gegeben, in der irgend etwas „kläglich, empfindlich“ und gesagt wird, es könne irgend etwas getan — es ja nicht getan werden.

Eine Anordnung, die es ja das Belieben des Ausführenden stellt, ob er sie ausführen möchte oder nicht, ist eben keine Anordnung; sie ist allenfalls ein guter Rat. Ein guter Rat aber ist keine Rechtslage, der irgend jemand nicht gerecht werden könnte.

So geht das jedenfalls nicht. Auch hier ist der oberste Grundsatz Klarheit.

## Klarheit tut not

Jetzt hängen die lächerlichen „Verkaufte“ Schuldner — die kein vernünftiger Mensch ernst nehmen — aber nicht mehr im Schaufenster, sondern eben im Ladeninneren. Namentlich die Warenhäuser prangen im Schmuck solcher „Eigentümer“, die der Käufer in seitsamer Großmut dem Verkäufer überließ. Jetzt muß die Ware zu „den“ Dekorationswechsel verkauft werden, aber niemand erfährt, wann dieser Wechsel stattfindet und an wen dann verkauft wird, denn der Verkäufer fühlt sich nicht verpflichtet, etwas an zu verkaufen, der zuerst kommt, er kann wohl, muß aber kein Vorkerbum führen und vorweisen. Und du lieber Himmel — was ist nicht alles „Dekorativ“! Niemand hat die Grenzen des Schaufensters gegen das Ladeninnere abgesteckt, und niemand hat bestimmt, ob das „Dekorationsstück“ schon hinter dem Perserregal oder erst beim Reißriegel aufhört, es zu sein.

Wir meinen: oberster Grundsatz sollte sein, vermeidbaren Ärger zu vermeiden. Denkbar, auch nur von Kunden argwöhnische Schiebungen auszuheilen. Ein Kaufmann ist nun einmal ein Warenverkäufer, er sollte nicht vergessen, daß er im Frieden vieldeutigen Wert, das er legen muß, es zu bleiben. Unverkäuflich ist nur die nicht vorhandene Ware. Wer vorhandene Ware zurückhält und nun den Eindruck erweckt, es handle sich um Schaustücke oder sie sei schon verkauft, löst im Kunden nicht gerade freudige Gefühle aus. Neben dieser wenn auch unbeabsichtigten Wirkung sind alle werbeteknischen oder sonstigen Erwägungen von ziemlich untergeordneter Natur.

Wenn wir ausverkauft sind, brauchen wir uns dessen nicht zu schämen, denn wir wissen, für wen unsere Produktion arbeitet. Das einzig maßgebliche Schaufenster unserer Wirtschaft

Frankfurter Carlton-Hotels geht, überreicht einem der Ober eine Getrankkarte. Darauf findet man wie üblich die verschiedenen unvermeidlichen „Brandys“ — weil ja das Wort Brand so schrecklich schwer auszusprechen ist — den „deutschen Whisky“ — der um so vieles vornehmer ist als ein Welzkonk — die Parade der „Cobblers“ und die verschiedenen Mischgetränke. Die Welch — ein Fortschritt! Die hießen früher Cocktails.

Danzt man aber merkt, daß sie im einzelnen nichts an ihren Vornehmheit eingebüßt haben, hören sie immer noch auf Sidecar, White Lady, Ginizz, Ohio und Manhattan. Wir haben nichts dagegen, die angelsächsischen Herkunft der Kunst, durch Mischung billiger Ingredienzien höhere Preise zu erzielen, sei unbestritten. Aber so sicher war man sich bei Carltons seiner Sache nicht. Und so hat man denn, um allen Anordnungen gerecht zu werden, der Cocktailparade ein nationales Hahenschwanzchen aufgesetzt. Und wer da fürchtet, die White Lady könnte ihm im Halse stecken bleiben, kann sich für eine Mark funfundsechzig einen „Stuka“ oder einen „Allschirmjäger“ hinter die Binde gießen.

Jawohl — Stuka und Fallschirmjäger als Cocktails, Verzehrung, als Mischgetränk

Die Leute wissen, was die Heimat der Front schuldig ist. Wenn sie demnach eine kleine Revue starten, wird womöglich in der Schlupfapothese die Primadonna aus der Reichskriegsflagge ausgespickelt, und andere Bar-Beautys, nur mit einer Fliegerbrille dekoriert oder als einzige Textilverware einen sacktuchgroßen Fallschirm über sich schlingend, werden sie umschwirren. In England ist das nämlich durch die Wahl von USA, ganz zu schweigen. Und weshalb sollte es bei uns nicht gestattet sein?

Aber, bitte — wenn der Herr Knochenmehl-händler Krawatte in der Carlton-Bar mit dem Rogglausschlichter Schlupfimpfky etwas für die Front tun will, zwitschern sie sich einen Fallschirmjäger unter Chemist und haben damit Anspruch darauf erworben, auch die Siegesrevue zu sehen und, nach dem zwölften „Stuka, Angriif“ leicht schwankend, aber auf die zürliche Armee einer leichtgeschützten Rot-Kruz-Tracht gekleideten Barmaid gestützt, den fälligen Stellungswechsel vorzunehmen.

Es geht nichts über einen guten Geschmack, besonders wenn er aus verdienstlilgigen Herzen kommt.

Trotzdem möchten wir für die Wirkung derartiger moderner Drinks keine Garantie übernehmen, daß den Trinkern davon schlecht wird, wäre nicht überraschend. Aber dasselbe kann wider Erwarten auch den Herstellern und Namensgebern passieren.

## Kleine Anzeige

Der H-Scharführer Günther Z., der am 4. August bei Lotowatka unweit Umans den Heldentod fand, hinterließ eine Witwe mit fünf Kindern im Alter von einem halben bis zu sechs Jahren. Dieser Mutter und ihren Kindern würde es gut tun, wenn man sie für einige Zeit auf Land verpflanzen könnte, nach den Gründen braucht keiner zu fragen, die liegen ja wohl auf der Hand.

Also Verschickung! Schon regen sich zahlreiche hilfsreiche Hände. Wir verschicken viele hunderttausend Kinder und viele tausend Mütter, da wird ja die eine mit den fünf Kindern nicht ins Gewicht fallen. Und doch — es geht nicht. Sie paßt mit ihren fünf Kindern nicht in die Automatenstühle der notwendigerweise mechanisierten Hiltätsigkeit. In den vorhandenen Heimen kann eine Mutter mit solch kräftigem Nachwuchs nicht unterbringen. Die Kinder gesondert verschicken, von der Mutter oder gar noch voneinander trennen? Auch das geht nicht, denn eher denn je braucht jetzt die Mutter die Kinder, brauchen die Kinder die Mutter. Und die privaten Quartiergeber? Nein, den, der eine Mutter mit fünf Kindern nimmt oder auch nur nehmen könnte, hat man bis dato nicht gefunden. So ganz leicht ist das ja auch nicht. Schon aus Platzgründen.

Jetzt aber wollen wir die Sache in die Hand nehmen. Und fragen: Wer nimmt die Frau eines geliebten Kameraden mit ihren fünf Kindern für einige Zeit zu sich, damit sie in einer anderen Umgebung auf andere Gedanken kommt und die Geborgenheit in der Gemeinschaft für ihr für ihr Mann sein Leben gibt?

Die Zeiten sind nicht danach, große Besuche zu empfangen, aber die Zeiten sind danach, große Opfer zu bringen.



Zu Zeit vor beschonnter Intoleranz

Auch die Füße wollen täglich gepflegt sein mit

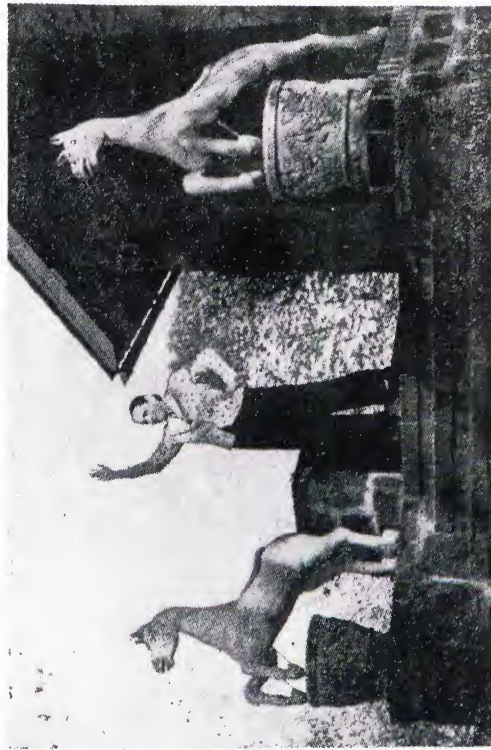
**Vaseno!**  
Fuß-Puder





*Auch eine Favoritin Roosevelts*

## Prinzessin Sarah



Wie eine rührende Göttin steht sie vor dem Portal ihres Landhauses. Eine Vertreterin der Cliquen, die es sich in alttestamentarischem Haß zum Ziel gesetzt hat, ganz Deutschland zu sterilisieren

**W**ir wollen nichts verschleiern, sondern gleich mit der Wahrheit herausrücken: Madame Rubinstein ist keine von den „deutschen Barbaren“ entwurzelte Emigrantin, sondern eine freiwillige. Schon mit 18 Jahren — es muß also ihrem heutigen Aussehen nach zu schließen, schon sehr lange her sein — hatte sie das Leben im Krakauer Getto satt, trieb sie der ihrer Rasse eigene Geschäftssinn aus dem östlichen Geburtsort fort. Sieben Schwestern und der alte Rubinstein verfolgten nun von Krakau aus den phantastischen Aufstieg der schönen Helena.

Fraülein Rubinstein hatte immerhin so viel Takt (oder Prophezie), die westlichen Länder Europas zu verschöneren. Sie fuhr nach Australien, speulierte dort mit einigen Töpfchen Krem geschickt auf die Eitelkeit der Frauen

brauchte ja nicht gleich Kudowa zu sein, einer der prinziplichen Gigolos, die sich in den New-Yorker Salons herumreichen lassen, genügte auch. So kam die schon etwas angejahrte Krakauer Jüdin zum Prinzen Gourfelli-Ischkonia und durch diesen in die von ihr emillierte New-Yorker Gesellschaft. Ihr üppiger Busen schwoll vor Stolz.

Woher wir das alles wissen? Auch darin sind wir offen — wir entnehmen es dem „Lte.“ Diese jüdische Millionenzeitschrift entblödet sich nicht, acht (!) Seiten widerlichsten Reklamegewächs über die Rubinstein zu bringen. Die erste Seite davon ist so schön, daß wir diesen „Hohericht“ unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Von Stolz geschwellt, berichtet die Reporterin:

„Genau um 7 Uhr morgens ohne Wecker und

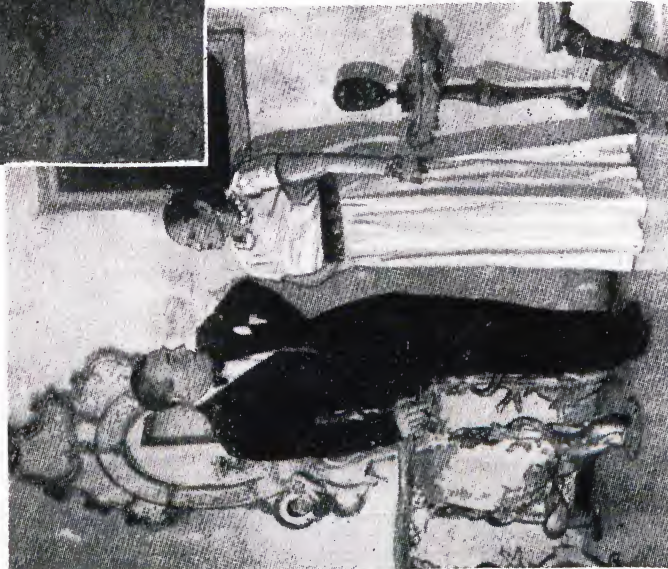




und hatte in diesem noch unbemalten" Teil des Britischen Empire so ungeheuren Erfolg, daß sie nach anderthalb Jahren ihr Geschäft auf Europa ausdehnen konnte. Näpchen, Tüten und Schachteln gingen wie warme Semmeln, seit Schönheits- und häuslicher Gebrauchsartikel geworden war, aber all das befriedigte die Geldgier der Rubinstein, die in allen Wäldern verdiente noch nicht. So hüpfte sie über den großen Teich, mitten hinein ins Herz der Plutokratie.

In New York endlich fand sie, was sie brauchte. Dieses moderne Babylon war der ideale Nährboden für Fri Rubinsteins Schönheitsmittelindustrie. Sie eröffnete Läden auf Läden und landete schließlich in der Fifth Avenue dem Luxuszentrum der verjudeten Weltstadt. Dort gehörte es bald zum guten Ton bei Rubinstein emalliert zu sein.

Ein „schönes Geschäft“. Die Rubinstein hatte nach eigenen Angaben 25 Millionen Dollar gemacht, was bei den Wucherpreisen in ihren Läden noch gar nicht mal so viel ist. Aber bei der Jagd nach dem Mammon hatte sie keine Zeit, an ihr Herz zu denken. Es



Und das ist der Prinz Artchil Gourieli-Tschkonia aus Georgiens kalten Steppen, dessen Wappen sie sich für ihre Kreim und Lippenstifte gekauft hat

Ruf öffnet die Prinzessin Gourieli-Tschkonia ihre scharfen braunen Augen, reckt ihr solides Gestell und setzt sich in ihrem fluoreszenten leuchtenden Bett auf. Darauf steigt sie aus



Fast ein halbes Meter groß, über die ganze Seite in Viertonadelsgröße, ist die Prinzessin Gourieli-Tschkonia, die heute dem amerikanischen Volk vorgesetzt, laut darunter stehender Angabe, befindet sie sich auf diesem Bild in ihrem „gemalten und illuminierten Bett“. Die „gemalten und illuminierten“ Bettstätten sind die Erinnerung an die gewaltigen Kulturstufe ihrer Besitzerin. Und wie wir sie vor nicht allzu langer Zeit in Deutschland erleben mußten, und die zum Gott sel Dank für immer vorbei ist

✱

Bild links: „In ihrem kristall-fluoreszierenden Bett erwacht Ihre Durchlaucht die Prinzessin Sarah Rubinstein“, so schreibt die jüdisch-amerikanische Zeitschrift unter dieses Bild, und anerkennend fügt sie hinzu: „Dieses Bett ist das schönste, das jemals gebaut wurde“. Alle Achtung, wenn das keine Kultur ist!



Am Vormittag pflegt sie gern mit ihren Juwelen zu spielen, berichtet bewundernd ein Schreiberling des „Life“. Und um aktuell zu sein, fügt sie hinzu, daß Rubinstein zu dem Zeitpunkt, als sie ihren Schmuck zum ersten Mal in der Öffentlichkeit zu sehen gab, einen Kronschatz im Werte von 1 Millionen Dollar sich befinden. Da fehlte nur noch, daß der amerikanische Leser erfährt, wie Prinzessin Sarah Rubinstein ankommen mußten, und daß sie ein solches Bett für die gute Sache der Bolschewisten betet

dem Bett heraus und in ihr Apfelblütenchaubad, wo sie, während sie aufweicht, ihre beste Gedankenarbeit des Tages verrichtet.

Voller Gedanken kommt sie heraus, trockenet sich mit einem Handtuch ab, das die Initiaten ihres ersten Gatten (ein Herr Titus) trägt, reibt ihren Körper mit flüssigem Puder ein und studiert ihr Gesicht in einem Spiegel, der das Wappen ihres gegenwärtigen Gatten (der Prinz) trägt. Aus der glitzernden Schublade voll Juwelen wählt sie eine Emerald-Halskette, große Diamantenohrringe, Perlschnurarmbänder und ein Paar schwere Rubinringe.

Dann nach einer kurzen Erholung durch den Blick auf ausgewählte Meisterwerke von Picasso ergreift sich die Prinzessin zwischen den hölzernen Karussellpferden, die den Eingang zu ihrem „Greenwich Con. Home“ bewachen. Der Gärtner, der Mann ihrer Dienerin, wartet schon in ihrem antiken Pierce Arrow, um sie zur Stadt zu fahren. Etwa fünfzig Minuten später hält der Gärtner vor einem abschließend einfachen, kleinen, weißen Steinbau: No. 715 Fifth Avenue.

„Wir sind einige Minuten früher hier, Prinzessin“, sagt der Gärtner. Diese schwulstige Lobhudelei geht nun acht Seiten weiter. Deutsche Zeitungsleser fänden sie auch dann zum Kotzen, wenn sie nicht aus weltanschaulichen Erwägungen heraus eine verständliche Antipathie gegen die flotte Prinzessin Rubinstein hätten.

Aber die Zeitschriften der jüdisch-plutokratischen Hofclique um Roosevelt wissen eben, was sie den „Persönlichkeiten“ aus diesem Kreise der Kriegsheizer als Tribut für ihre „treue Opferbereitschaft“, in diesen Krieg einzutreten, schuldig sind. Denn daß auch diese prinzipielle Favoritismen Roosevelts für die Erhaltung der Kultur an der Seite der Sowjetverbrecher stimmt, ist klar. Kann man doch nie wissen, ob vielleicht ein anderer tüchtiger Sproß der Rubinstein als Kommissar dort einen guten Posten gefunden hat.